

Foto: NASA - Eugene A. Cernan

Während der Apollo-17-Mission vor 53 Jahren betraten die Menschen zum letzten Mal den Mond – hier steht der Wissenschaftler und Astronaut Harrison H. Schmitt am 13. Dezember 1972 neben einem riesigen, gespaltenen Mondfelsen. Wissenschaftlern der Universität Münster ist es nun mithilfe von Satellitenbildern und künstlicher Intelligenz gelungen, rund 94 Millionen Felsblöcke auf der Mondoberfläche zu kartieren. Die Karte hat nicht nur wissenschaftlichen Wert, sondern liefert auch wertvolle Hinweise für künftige Mondmissionen. Mehr zu diesem Thema lesen Sie auf **Seite 4**.



Ein Zeichen von Heimat und Macht

Dr. Jan Kortmann untersuchte die Funktion von Mauern in römischen Epen – und fand mehr heraus als erwartet.

SEITE 5



Mensch, Maschine

Prof. Dr. Benjamin Risse ist als KI-Forscher am Puls der Zeit – ein Porträt.

SEITE 9

Sorge vor „Leere in der Lehre“

Halbvolle Seminare und Vorlesungen: Debatte über Anwesenheitspflicht der Studierenden

VON NORBERT ROBERS

Es war vor allem als Hilferuf gedacht, als sich zwei Professoren der Universität Köln vor einigen Tagen mit einem Gastbeitrag in der „FAZ“ zu Wort meldeten. „Wir brauchen eine Anwesenheitspflicht an den Unis“, postulierten die Kulturosoziologin Julia Reuter und der Sozialwissenschaftler Tim Engartner. Sie würden selbstverständlich die studentischen Freiheiten anerkennen und die „vielen berechtigten Gründe“ für die Nicht-Teilnahme an Vorlesungen und Seminaren akzeptieren. Gleichwohl sollten die Studierenden „die kostenlose Lehre als das wohl größte Privileg“ eines Studiums wertschätzen. Der Text der beiden Hochschullehrer war jedoch mehr als „nur“ ein Appell, es war gleichzeitig eine Art Hilferuf. Spätestens mit der Coronapandemie, schrieben sie, sei es keine Selbstverständlichkeit mehr, den Campus als „Dreh- und Angelpunkt“ des Studiums zu verstehen. Freiwilligkeit statt Präsenz also: „Uns Hochschullehrer und viele Studierenden treibt die Sorge vor der gähnenden Leere in der Lehre an.“

Tatsächlich hat mit dem Ende der Pandemie das Thema der Präsenz-Universität

einen neuen „Drive“ bekommen. Bereits lange vorher hatten sich die 16 Bundesländer auch mit gerichtlicher Unterstützung von einer pauschalen Anwesenheitspflicht verabschiedet, von einigen Ausnahmen wie Praktika, Laborübungen und Sprachkursen abgesehen. Und dann kamen die drei Corona-Jahre, als die digitale Lehre zwangsläufig dominierte und sich offenbar mehr und mehr der Glaube durchsetzte, dass Abwesenheit keine Nachteile mit sich bringe, sondern dass sich vielmehr ein Studium praktischerweise zu einem (Groß-)Teil vom Schreibtisch daheim bewältigen lasse.

Ein Ergebnis dessen ist, dass immer mehr Dozenten von maximal halbvollen Seminaren und Vorlesungen berichten. Allerdings fast immer hinter vorgehaltener Hand, denn niemand will in den Verdacht geraten, an der Gesetzmäßigkeit der aktuellen Vorschriften oder der Selbstverantwortung der Studierenden zu zweifeln.

Und so rufen die Anwesenheits-Befürworter zum einen die Universitäts-Idee an sich in Erinnerung. Die Hochschulen seien weit mehr als nur ein Lernort, sie dienten den Studierenden auch als „sozialer Resonanzraum“. Zum anderen führen sie di-

daktisch-pädagogische Argumente ins Feld. Etwa eine Meta-Analyse von 2018, wonach eine Anwesenheitspflicht mit dem akademischen Erfolg korreliere. Viele Inhalte, betonten auch die beiden Kölner Forscher in der FAZ, ließen sich erst durch Erläuterungen und Diskussionen vermitteln; hinzu komme der Segen der Vertiefung des Gelernten durch unterschiedliche Perspektiven. Selbst auf dem studentisch geprägten Portal „meinstudium.net“ heißt es: „Präsenz bedeutet nicht nur körperlich anwesend zu sein, sondern mitzudenken und mitzumachen. Und das macht in vielen Fällen einen echten Unterschied.“

Das betont auch Prof. Dr. Carla Meyer-Schlenkerich, die am Historischen Seminar der Universität Münster arbeitet. Die Anwesenheit habe auch eine psychologische Dimension, für ein „motivierendes Arbeitsklima“ seien alle Beteiligten verantwortlich. Schließlich verabschiedete das Englische Seminar der Universität Münster im Dezember 2024 mit den Stimmen der Studierenden eine Resolution, in der die Studierenden „nachdrücklich ermutigt werden, regelmäßig am Unterricht teilzunehmen“. Dies sei auch „eine Frage der

Fairness und des Respekts gegenüber allen Kommilitonen“.

Der Sprecher des deutschen Hochschulverbands, Matthias Jaroch, bleibt dennoch dabei: „Die Anwesenheitspflicht sollte die begründungspflichtige Ausnahme sein.“ Eine Hochschule sei keine Schule, das Studium lebe von Eigeninitiative. Eine Teilnahmepflicht sollte sich nur aus der „spezifischen Form einer Veranstaltung“ ergeben; in Seminaren und Praktika etwa sei der wissenschaftliche Austausch in Präsenz wichtig.

Der 2019 verstorbene Bielefelder Pädagoge Prof. Dr. Ludwig Huber plädierte dagegen schon immer dafür, den Studierenden vor allem die negativen Folgen des „absenteeism“ zu veranschaulichen. Sie sollten erfahren, dass „lernende, diskutierende oder gar forschende Gruppen für ihren Fortschritt darauf angewiesen sind, dass jeder Einzelne kontinuierlich mitgeht“. Im Idealfall würden ihnen die Veranstaltungen das Gefühl vermitteln, „nicht nur aus formalen Gründen da sein zu sollen, sondern wirklich gebraucht zu werden“.

Mehr zu diesem Thema lesen Sie auf den **Seiten 6 und 7**.



„Wir sollten mehr Mut haben“

Die Preisträgerinnen des „wissen.kommuniziert“-Preises schildern ihre Ideen für moderne Wissenschaftskommunikation.

SEITE 11

NEUERSCHEINUNG

100 Jahre Unimedizin in einem Buch

Vor 100 Jahren wurde die neue Medizinische Fakultät mit ihren Kliniken eröffnet. Worauf basierte diese Neugründung? Und welchen Weg nahm Münsters Universitätsmedizin in einem Jahrhundert, das von Fortschritten und Erfolgen, aber auch von Verfehlungen gekennzeichnet war? In einem 760 Seiten umfassenden Sammelband führt ein interdisziplinäres Autorenteam bisherige Kenntnisse zusammen und erschließt neue Themenfelder. Das Buch ist unter dem Titel „Die Universitätsmedizin Münster im 20. Jahrhundert“ (Hg. von Prof. Dr. Hans-Georg Hofer und Vina Zielonka) im Aschendorff-Verlag erschienen. ISBN: 978-3-402-15907-1

KURZNACHRICHTEN

AUSZEICHNUNG

Die internationale Initiative PROMISE („PROstate cancer Molecular Imaging Standardized Evaluation“) hat den Preis der Deutschen Hochschulmedizin erhalten. Das Forschungsteam, an dem Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Universität Münster um Prof. Dr. Kambiz Rahbar maßgeblich beteiligt sind, entwickelte eine Methode, um mit hochgenauer Bildgebung den Verlauf von Prostatakrebs noch präziser vorherzusagen und Therapien individueller zu steuern. Die Auszeichnung ist mit 25.000 Euro dotiert.

NEUES FORSCHUNGSNETZWERK

Die Frage nach einem guten Umgang mit Tieren ist Ausgangspunkt des neuen, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Netzwerks „Verbunden in Gott. Transformationen der Mensch-Tier-Beziehung in interreligiöser Perspektive“. Unter der Leitung der islamischen Theologin Prof. Dr. Asmaa El Maaroufi und der evangelischen Theologin Dr. Cornelia Mügge arbeiten Forscherinnen und Forscher daran, Impulse für ein neues Verständnis von Geschöpflichkeit, Verantwortung und Mitwelt zu gewinnen.

EDITORIAL

Der Nobelpreis ist die wohl größte Auszeichnung im Berufsleben einer Wissenschaftlerin oder eines Wissenschaftlers. Doch mal ehrlich: Verstehen Sie, wofür in diesem Jahr die Nobelpreise für Physik, Chemie oder Medizin vergeben wurden? In groben Zügen vielleicht ja, im Detail wohl eher nicht (es sei denn, Sie sind vom Fach). Wissenschaft, vor allem naturwissenschaftliche Grundlagenforschung, erscheint Außenstehenden oft als kompliziert und schwer verständlich. Dennoch verdanken wir ihr so vieles – technischen Fortschritt, medizinische Errungenschaften, ein tieferes Verständnis der Welt.

Wissenschaft kann aber auch anders sein – nahbar, lustig, kurios – und auf diese Weise Menschen für sich begeistern. Jedes Jahr freue ich mich deshalb auf die Verleihung des Ig-Nobelpreises (gesprochen „ignoble“, was übersetzt etwa „unwürdig“ heißt). Warum ist der Kot von Wombats würfelförmig? Wie gelingt die optimale Nudelsoße, ohne zu verklumpen? Was erlebt ein Baby beim Stillen, wenn die Mutter zuvor Knoblauch konsumiert hat? Bereits zum 35. Mal zeichnete die US-Zeitschrift *Annals of Improbable Research* besonders skurrile Forschungsarbeiten aus, die „zuerst zum Lachen, dann zum Nachdenken anregen“. Auch ein deutsches Forschungsteam war Mitte September unter den Geehrten. Es fand heraus, dass Alkohol (in Maßen konsumiert) die Fähigkeit verbessert, Fremdsprachen zu sprechen.

Der Ig-Nobelpreis will Wissenschaft keineswegs ins Lächerliche ziehen. Er steht für die Freiheit, kreativ zu denken. Indem er Menschen zum Lachen bringt, weckt er Interesse für Forschung und ihre Methoden und zeigt, dass auch unkonventionelle Fragestellungen wertvolle Erkenntnisse liefern können. Schließlich liegen jeder Entdeckung – nobelpreiswürdig oder nicht – zwei Dinge zugrunde: Neugier und Entdeckerfreude. Diese sollten wir uns vor allem in der heutigen Zeit bewahren, in der eine Prise Humor mehr als guttut.



Julia Harth
Redakteurin

Wettbewerb für Kurzgeschichten zum Thema Wände

Wände umgeben uns überall. Man kann sie gestalten, beklebten, durchschreiten, untergraben, bekleben oder ignorieren. Sie bieten Schutz, werfen Schatten, markieren Grenzen, schließen ein oder aus. Und sie können Inspirationsquelle für Geschichten sein. Der Kurzgeschichtenwettbewerb 2026 der Zentralen Kustodie steht deshalb unter dem Motto „WÄNDE | WALLS“.

Beteiligten können sich Studierende und Beschäftigte der Uni Münster oder Studierende einer anderen münsterischen Hochschule. Die Texte dürfen einen Umfang von 7.500 Zeichen nicht überschreiten und sollten per E-Mail an kultur@uni-muenster.de gesendet werden. Das Preisgeld beträgt 1.500 Euro. Einsendeschluss ist der 31. Januar 2026. Alle Informationen gibt es online.

uni.ms/687xo

QUALITÄTSMANAGEMENTSYSTEM STUDIUM UND LEHRE

„Lehre noch attraktiver machen“

Ulrike Weyland und Eva Mundanjoht über Beteiligung, Transparenz und die Zukunft der Studienqualität

EIN INTERVIEW VON KATHRIN KOTTKE UND NORBERT ROBERS

Für 2027 plant die Universität Münster den Umstieg zur systemakkreditierten Hochschule. In Vorbereitung dazu startete 2024 das Qualitätsmanagementsystem Studium und Lehre (QMS) in den Fachbereichen und auf zentraler Ebene. Welche Chancen und Herausforderungen damit verbunden sind und warum dieser Prozess mehr ist als eine formale Umstellung, erklären Prof. Dr. Ulrike Weyland, Prorektorin für Studium und Lehre, und Eva Mundanjoht, Dezernentin für akademische und studentische Angelegenheiten, im Interview.

Durch die Umstellung auf die Systemakkreditierung erhält die Universität das Recht, die Qualität ihrer Studiengänge selbst zu überprüfen und sie mit dem Qualitätssiegel des Akkreditierungsrates zu versehen. Was sind die entscheidenden Vorteile dieses Wandels?

Weyland: Um die Qualität von Studium und Lehre nachhaltig zu sichern und weiterzuentwickeln, investieren wir gezielt in ein leistungsfähiges Qualitätsmanagementsystem. Die Systemakkreditierung schafft hierfür den strukturellen Rahmen und fördert über das QMS einen kontinuierlichen, hochschulweiten Austausch über zentrale Qualitätsfragen. Sie macht das vielfältige Engagement für gute Lehre sichtbar, stärkt innovative Ansätze und unterstreicht den hohen Stellenwert, den Studium und Lehre bei uns einnehmen.

Sie haben eine interne Akkreditierungskommission (IAK) ins Leben gerufen. Bedeutet das nicht zusätzlichen Aufwand für die Universität?

Mundanjoht: Die Akkreditierungsentscheidungen hätten allein beim Rektorat verortet werden können. Aber allen Beteiligten war wichtig, dass die Fachbereiche über die neue IAK eng eingebunden sind. Wichtig ist uns auch dort die Mitarbeit der Studierenden.

Weyland: Die Entscheidung, die IAK so aufzubauen, ist mit den Fachbereichen gefallen. Bislang stellen wir fest, dass sich dieses Verfahren auszahlt. Denn wir setzen uns intensiv mit Qualitätskriterien auseinander und kommen kontinuierlich und zielführender in fachübergreifende Gespräche über die Weiterentwicklung von Studium und Lehre als bisher.

Dafür wäre jetzt ein konkretes Beispiel hilfreich ...

Mundanjoht: In der Auseinandersetzung mit den Studiengangskonzeptionen anderer Fachbereiche und der gemeinsamen Dis-



Beim Qualitätsmanagementsystem greifen Lehre, Studium und Verwaltung ineinander über.

Fotos: Nike Gais/Peter Leßmann/
Johannes Wulf

kussion über Rückmeldungen auch externer Expertinnen und Experten können neue Ideen für die Studiengänge entstehen. Sei es, dass besonders erfolgreiche Lehr- und Lernkonzepte oder Prüfungskonzeptionen besprochen werden oder die Fachvertreter erkennen, wo sie noch enger mit anderen Fächern zusammenarbeiten können.

Sie haben den Mehrwert für einzelne Studiengänge angesprochen. Wie genau zeigt er sich im QMS?

Mundanjoht: Wir haben mit allen 15 Fachbereichen ein neues System entwickelt. Das Herzstück ist die Studiengangskonferenz, in der gemeinsam auf Basis von Befragungsergebnissen und Statistiken über Stärken und Schwächen diskutiert und Ziele für Qualitätsentwicklung bestimmt werden.

Weyland: Unser ‚Leitbild Studium und Lehre‘ bleibt dabei der zentrale Orientierungspunkt. Zudem haben wir eine Themenpalette erarbeitet, aus der die Fachbereiche relevante Schwerpunkte auswählen können, beispielsweise die Attraktivität eines Studiengangs, die Studierendengewinnung und -bindung oder die Prüfungssystematik. Diese interne Auseinandersetzung reicht je-

doch nicht aus, weshalb es auch Qualitätssicherungsgespräche gibt, bei denen externe Expertinnen und Experten einbezogen werden.

Was bedeutet all das für die Fachbereiche?

Weyland: Der Fokus liegt dort auf der intensiven Beschäftigung mit jedem einzelnen Studiengang. Es geht darum, den kontinuierlichen Austausch zwischen den Studierenden und Lehrenden über die Qualität der Studiengänge zu fördern, die Weiterentwicklung kooperativ zu koordinieren und Engagement für Studium und Lehre sichtbar zu machen.

Mundanjoht: Zu diesem Zweck haben wir ein QM-Portal als Plattform geschaffen, in dem alle Informationen, Prozesse und Leitfäden gebündelt werden. Darüber hinaus haben wir ein QM-Netzwerk ins Leben gerufen, in dem sich die QM-Beauftragten der Fachbereiche regelmäßig austauschen. Das sorgt für mehr Transparenz und verbessert die Zusammenarbeit der Fachbereiche untereinander und mit der Verwaltung.

Und die Studierenden – werden sie die Veränderungen überhaupt spüren?

Mundanjoht: Ja, etwa durch Anpassungen in den Studiengängen. Die Studierenden waren von Anfang an obligatorisch im Projekt beteiligt, etwa in den Studiengangskonferenzen und Qualitätssicherungsgesprächen.

Weyland: Einige Studierende haben in der Studiengangskonferenz zu den Kombinationsstudiengängen beispielsweise angemerkt, dass hierüber Orte des Austausches geschaffen werden, sich kritisch-konstruktiv mit Ideen einbringen zu können.

Hat dieser Prozess denn bereits Wirkung gezeigt?

Weyland: Nur ein Beispiel: In den Kombinations- und Lehramtsstudiengängen haben viele Beteiligte den Wunsch nach einer stärkeren Präsenz der Studierenden in den Lehrveranstaltungen geäußert. In mehreren Workshops mit Studierenden wollen wir die Gründe für die sinkenden Teilnehmerzahlen verstehen und gleichzeitig die Präsenzlehre als wertvollen Bestandteil des Studiums unterstreichen.

Mundanjoht: Es lohnt ein Blick in die Qualitätsentwicklungspläne der Fachbereiche. Dort sind bereits einige Maßnahmen verzeichnet, die in den kommenden Semestern gemeinsam umgesetzt werden sollen, um das Studium und die Lehre an unserer Universität noch attraktiver zu machen.

uni.ms/gjazz



Eva Mundanjoht (l.), Prof. Dr. Ulrike Weyland
Foto: Peter Leßmann / Christoph Steinweg

Lexikon: QMS & Co. – die wichtigsten Begriffe

Das Qualitätsmanagementsystem (QMS) sichert die kontinuierliche Weiterentwicklung von Studiengängen und wichtigen Leistungsbereichen. Zentrales Ziel ist die Förderung der Studienqualität, orientiert am Leitbild für Studium und Lehre und den gesetzlichen Vorgaben. Im QMS sind insbesondere Entscheidungsabläufe sowie Zuständigkeiten für die Einführung, Weiterentwicklung und Einstellung von Studiengängen und die hochschuleigenen Akkreditierungsverfahren geregelt. Das QMS bildet eine wichtige Grundlage für die Systemakkreditierung an der Uni Münster.

Die Systemakkreditierung ist ein institutionsweites, externes Prüfverfahren. Gegenstand des Prüfverfahrens ist das interne QMS. Es wird bewertet, ob das interne QMS sicherstellt, dass Studiengänge die gesetzlichen Anforderungen erfüllen. Bei positiver Bewertung erhält die Universität das Recht, das Siegel des Akkreditierungsrates für seine Studiengänge zu vergeben. Alle acht Jahre wird das QMS

erneut überprüft (Systemreakkreditierung).

Die Studiengangskonferenz dient der Weiterentwicklung von Studiengängen. Auf mindestens drei Konferenzen in acht Jahren setzen sich Studierende, Lehrende und Mitarbeiter des Fachbereichs mit der Qualitätsprüfung eines oder mehrerer Studiengänge auseinander. Aufbauend auf der Analyse der Evaluationsergebnisse werden Entwicklungsziele festgelegt – angelehnt unter anderem an das Leitbild Studium und Lehre der Universität – und QM-Maßnahmen umgesetzt (zum Beispiel in Form von inhaltlichen Ergänzungen, Anpassungen der Lehr-/Lernkonzepte und Prüfungsformate).

Der Qualitätsentwicklungsplan (QEP) ist ein verpflichtendes Dokument zur Nachverfolgung der in den Studiengangskonferenzen beschlossenen Maßnahmen. Er gibt einen Überblick über laufende, geplante und abgeschlossene Maßnahmen, über die Ziele und die zuständigen Ansprechpersonen. Gepflegt wird der Plan von den QM-Beauftragten der Fachbereiche in

Kooperation mit den jeweiligen Verantwortlichen. Der Fortschritt der Maßnahmen im QEP wird in der jeweils nächsten Studiengangskonferenz bilanziert.

Im Qualitätssicherungsgespräch (QSG) prüfen externe Gutachter anhand der Studiengangsdokumente und auf Basis des Austauschs mit Studierenden, Lehrenden und weiteren Verantwortlichen die fachliche Qualität eines oder mehrerer Studiengänge. Kriterien für die Bewertung der Studiengangskonzeption und -umsetzung liefern die Vorgaben der Studienakkreditierungsverordnung (unter anderem Studierbarkeit, Aktualität der Ziele und Inhalte, stimmiges Prüfungskonzept). Durch die Rückmeldungen der Externen und den gemeinsamen Austausch entstehen Impulse für die Studiengangsentwicklung. Das im Nachgang erstellte Gutachten fließt in das interne Akkreditierungsverfahren ein. Das QSG findet verpflichtend alle acht Jahre statt.

Jeder Fachbereich hat mindestens einen QM-Beauftragten für Studium und Lehre,

der eng mit dem jeweiligen Studiendekanat und den Studiengangsleitungen zusammenarbeitet. Kernaufgaben sind Planung des Akkreditierungszeitraums, Vor-/Nachbereitung und Begleitung der Studiengangskonferenzen, Dokumentation im QEP sowie Bereitstellung und Koordination der Unterlagen für QSG und interne Akkreditierung. Ziel ist der kontinuierliche Aufbau von Expertise und die Entlastung der Studiengangsleitungen. Die Uni Münster hat ein fachbereichsübergreifendes Netzwerk für QM-Beauftragte etabliert.

Die interne Akkreditierungskommission (IAK) ist ein Gremium, das Entscheidungen zur Akkreditierung vorbereitet und dem Rektorat Empfehlungen vorlegt. Sie prüft die Einhaltung der Studienakkreditierungsverordnung für die Bachelor- und Masterstudiengänge. Auf Basis der IAK-Empfehlungen vergibt das Rektorat das Siegel des Akkreditierungsrates. Die Kommission besteht aus 15 Fachbereichsvertretern und drei Studierenden.

KATHRIN KOTTKE

Brücke zwischen Sprachen und Kulturen

Teil 6: Nicht nur Studierende können mit dem Programm „Erasmus+“ ins Ausland gehen – zwei Beschäftigte berichten



**VON DER
UNI
IN DIE WELT**

Immer schön im eigenen Saft schmoren, mit Scheuklappen durch den Lernmarathon, forschen ohne Kontakt zur Außenwelt? Nicht an der Uni Münster! Die Universität legt Wert auf Internationalität und eine weltoffene Atmosphäre. Wer eine Zeit lang im Ausland forscht oder lehrt, bringt viele Geschichten mit. Einige davon erzählen wir in dieser Serie.

› uni.ms/wl-serien



Albina Haas (3. v. l.) organisierte mit Studierenden sowie einem Team der Universitäten Batumi (Foto) und Kutaisi eine „Spring School“ in Georgien. Foto: Uni MS - Germanistisches Institut



Stefan Peters besuchte eine Sprachschule in Dublin, um seine Englischkenntnisse zu verbessern. Fotos: privat / Linus Peikenkamp

Auslandsaufenthalte erweitern den Horizont – beruflich und persönlich. Deswegen sind globale Austausche und Partnerschaften für Hochschulen auch auf personeller Ebene strategisch bedeutsam. Mit dem weltweit größten Förderprogramm Erasmus+ können sich Beschäftigte aus allen Bereichen für Projektförderungen, zwei- bis siebentägige Fortbildungen oder Lehraufenthalte im Ausland bewerben. Das International Office der Universität Münster berät und fördert sowohl Mitarbeitende in Technik und Verwaltung als auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Unterschieden wird zwischen Aufenthalten in EU-Ländern und weltweiten Partnerländern wie etwa Kuba, Israel, USA oder Usbekistan. In Gastbeiträgen berichten zwei Beschäftigte von ihren Erfahrungen.

Terminhinweis:
Für Beschäftigte aus Technik und Verwaltung bietet das International Office am 21. Januar 2026 eine Infoveranstaltung zu Kurz-Aufenthalten in EU-Ländern an, für wissenschaftlich Beschäftigte am 26. Januar. Die nächsten Bewerbungsfristen für Erasmus+-Förderungen innerhalb Europas enden am 1. Februar sowie am 1. Oktober 2026. Kontakt: staff.mobility@uni-muenster.de
www.uni-muenster.de/international/mobilitaet/erasmus

Bereichernde Begegnungen in Georgien

Bitte unterstützt uns dabei, dass unsere jungen Leute den Anschluss und die Hoffnung an Europa nicht verlieren! Mit diesen bewegenden Worten einer georgischen Kollegin nach den Wahlen 2024 entstand die Idee zu einer „Spring School“ im Mai 2025 an den Universitäten Batumi und Kutaisi. Eingebettet in die deutsch-georgische Partnerschaft des Germanistischen Instituts und gefördert durch Erasmus+ brachte sie georgische Schülerinnen und Schüler, Studierende und Lehrkräfte der drei Universitäten zusammen, um durch Sprache, Literatur und Begegnungen demokratisches Denken zu fördern.

Als Koordinatorin für den internationalen Austausch war ich für die Organisation und inhaltliche Gestaltung verantwortlich. Unterstützt wurde ich von den Institutskolleginnen, dem International Office der Universität Münster, den Partneruniversitäten sowie dem Lektorat des Deutschen Akademischen Austauschdienstes in Georgien.

Die Woche war geprägt von intensiven Momenten: kreative Workshops zu Sprache, Lyrik und Kunst, ein Pubquiz, bei dem georgische Schülerinnen und Schüler im Team mit den Lehrkräften begeistert über deutsche Wortspiele rätselten, sowie Diskussionen über demokratische Gestaltungsmöglichkeiten idealer Lernräume. Besonders emotional

war die Begegnung mit Müttern, die ihre Kinder aus den umliegenden Dörfern zur „Spring School“ begleiteten, um ihnen den ersten Kontakt mit Gästen aus Deutschland zu ermöglichen. Als sie mitgebrachtes georgisches Käsebrot mit uns teilten, spürten wir, wie Zusammenhalt und Gastfreundschaft in Georgien gelebt werden.

In Georgien lernt man schnell, dass Flexibilität alles ist. Als plötzlich viel mehr Schülerinnen und Schüler kamen als angemeldet, mussten Räume getauscht und Workshops angepasst werden. Ein Hausmeister kam kurzfristig an einem Sonntag, um uns bei der Vorbereitung zu unterstützen. Mich beeindruckte dieses kreative und unkomplizierte Miteinander und freiwillige Engagement aller Beteiligten – es hat mir gezeigt, was möglich ist, wenn alle an einem Strang ziehen.

Internationaler Austausch gelingt nur, wenn man ihn gemeinsam und offen gestaltet. Diese Erfahrung prägt seither meine Beratung: Ich gehe sensibler auf Perspektiven ein, ermutige Studierende zu Auslandsaufenthalten und stärke mit meinem Team eine Beratungskultur, die Begegnungen als Bereicherung versteht.

Albina Haas, Koordinatorin für den internationalen Austausch am Germanistischen Institut

Englisch als Zeichen der Wertschätzung

Englisch ist an der Universität allgegenwärtig. Ich finde es wichtig, mich in dieser Sprache sicher zu fühlen: Man entwickelt eine bessere Beziehung zu internationalen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, und die Zusammenarbeit gelingt besser. Genauso wichtig finde ich, dass sich alle Menschen, die aus dem Ausland an die Universität Münster kommen, in einem verständlichen Sprachumfeld bewegen können. Englisch zu sprechen ist für mich ein Zeichen meiner Wertschätzung gegenüber Gästen. Mein Vorgesetzter unterstützt es, wenn Beschäftigte sich weiterbilden; Erasmus+ liefert dafür ein auskömmliches finanzielles Polster. Aus all diesen Gründen habe ich mich zu einem einwöchigen Englischkurs in Irland angemeldet, denn Sprachen lernt man leichter dort, wo sie im Alltag gesprochen werden.

Der 26-stündige Kurs bei einer Sprachschule in Dublin richtete sich speziell an Unimitarbeiter. Da ich in der Nebensaison gereist bin, lernte ich leider keine anderen Hochschulbeschäftigten kennen. Der Kontakt zu Sprachschülerinnen und -schülern aus Südamerika, Asien und europäischen Ländern war trotzdem eine Bereicherung. In meiner Sprachschule schien der Kurs die „wichtigste Nebensache“ zu sein. Am wichtigsten war es den Lehrkräften, durch

gemeinsame Ausflüge, Besichtigungen und Gesprächseinheiten am Nachmittag Kontakte zu fördern. Es war also ganz leicht, von Frühstück bis zum abendlichen Pub-Besuch Englisch zu sprechen.

Dublin ist eine sehr sehenswerte Stadt in einem historisch spannenden Land. Es ist eine Stadt der Ankünfte und Migration. Deshalb ist es auch leicht und selbstverständlich, sich dort als Fremder zu bewegen und in das städtische Leben zu integrieren. Während und nach dem Kurs haben sich Menschen mit unterschiedlichen Biografien getroffen, die sich unter normalen Umständen nie begegnen wären. Das hat mein Verständnis von Diversität und Kulturen bereichert und es bestärkt den europäischen Fördergedanken von Erasmus: Diese Mobilität ist teuer, aber sie baut Brücken zwischen den Kulturen.

Wer seine Sprachkenntnisse verbessern möchte, dem lege ich einen Erasmus+-Aufenthalt ans Herz. Meine Lehrerinnen und Lehrer spielten mit großer Freude mit Worten und vermittelten ihre Liebe zum Englischen. Wenn das Lernen Spaß macht, folgt auch der Spracheinsatz auf dem Fuße.

Stefan Peters, Leiter der Abteilung Strategisches Flächenmanagement und Projektentwicklung

Nachhaltigkeit zum Rechnen und Verstehen

Studierende erforschen, wie sich der Ressourcenverbrauch der Universität Münster messen lässt

Wie viele Ressourcen verbraucht die Universität Münster, und ab wann lebt sie ökologisch über ihre Verhältnisse? Mit dieser Frage beschäftigen sich seit diesem Wintersemester Masterstudierende des Instituts für Wirtschaftsinformatik im Seminar „Resource Overshoot Day 2.0“. Gemeinsam mit der Stabsstelle Nachhaltigkeit wollen sie sichtbar machen, wie nachhaltig die Universität wirklich wirtschaftet. Das Seminar ist Teil eines größeren Forschungsprojekts von Prof. Dr. Tobias Brandt, Dr. Lea Püchel und Ronja Dobler vom Lehrstuhl „Digital Innovation and the Public Sector“ am Wirtschaftsinformatik-Institut.

Der sogenannte Earth Overshoot Day markiert den Tag, an dem die Menschheit alle natürlichen Ressourcen verbraucht hat, die die Erde im Laufe eines Jahres regenerieren kann. Für Deutschland fiel er im Jahr 2024 auf den 2. Mai. Doch lässt sich dieses Konzept auch auf eine einzelne Institution übertragen? „Genau das wollen wir herausfinden“, sagt Seminarleiterin Lea Püchel. „Wir untersuchen, welche Daten und Indikatoren nötig sind, um den ressourcenbezogenen Fußabdruck der Universität zu berechnen, und wie sich daraus ein Overshoot Day für die Uni ableiten lässt.“

Im Seminar knüpfen die Studierenden an ein bereits bestehendes Nachhaltigkeitstool an, das sie kritisch prüfen und weiterentwickeln. Statt einfacher Excel-Berechnungen soll ein interaktiver Prototyp entstehen, der sowohl den Ressourcenverbrauch als auch die Kohlendioxid(CO₂)-Bilanz der Universität abbildet. In die Modelle fließen Daten zu Energie, Wasser, Abfall, Mobilität, Gebäudeflächen oder Beschaffung ein. „Uns geht es nicht nur um Zahlen, sondern um ein tieferes Verständnis“, betont Mitinitiatorin Ronja Dobler. „Die Studierenden lernen, Datenquellen zu bewerten, Annahmen zu hinterfragen und aus komplexen Zusammenhängen ein System zu entwickeln, das wissenschaftlich fundiert und zugleich praxisnah ist.“



Die Seminarleiterinnen Ronja Dobler (l.) und Dr. Lea Püchel erläuterten den Studierenden, was der Earth Overshoot Day ist. Foto: Uni MS - Linus Peikenkamp

Die Aufgabe ist anspruchsvoll, denn eine Universität ist ein komplexes Ökosystem mit dezentralen Strukturen, vielfältigen Nutzergruppen und begrenzten Ressourcen. „Der Campus ist wie eine kleine Stadt“, sagt Nico Schäfer, Leiter der Stabsstelle Nachhaltigkeit. „Wenn wir verstehen, wie unsere täglichen Entscheidungen – von Energieverbrauch über Mobilität bis Beschaffung – auf Umwelt und Gesundheit wirken, können wir gezielter handeln. Nachhaltigkeit ist immer auch eine Frage der Lebensqualität und damit der Gesundheit.“ Ziel ist es, Fortschritte messbar zu machen und datenbasiert zu prüfen, welche Maßnahmen tatsächlich Wirkung zeigen.

Erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt wird das neue Tool am 14. November beim Nachhaltigkeitstag „Campus Earth“, der in diesem Jahr unter dem Motto „Zukunft gesund gestalten“ steht. Dort zeigen die Studierenden, wie sich ökologische Belastungsgrenzen in Zahlen fassen lassen und welche Impulse daraus entstehen können. „Wir hoffen, dass unser Ansatz nicht nur ein Rechenmodell bleibt, sondern konkrete Handlungen initiiert“, sagt Lea Püchel. „Wenn wir verstehen, wann unsere Universität ihren Overshoot Day erreicht, können wir auch besser entscheiden, wie wir ihn in Zukunft hinauszögern.“ KATHRIN KOTKE

Terminhinweis: Campus Earth Day

Wie hängen Nachhaltigkeit, Umwelt und Gesundheit zusammen? Dieser Frage widmet sich der Nachhaltigkeitstag „Campus Earth“ der Universität Münster am **14. November** ab 13 Uhr. Unter dem Motto „Zukunft gesund gestalten“ lädt die Universität Studierende, Beschäftigte und Interessierte ein, ins Gespräch zu kommen, Neues auszuprobieren und nachhaltige Ideen für den Campus und die Stadt zu entdecken. Im Geomuseum sowie an weiteren Orten erwartet die Besucherinnen und Besucher ein vielfältiges Programm mit Vorträgen, Mitmachaktionen und Projekten aus Forschung, Lehre und Praxis.

www.uni-muenster.de/CampusEarth

Ehrendoktorwürde für Philosoph Carl Friedrich Gethmann

Der Fachbereich Geschichte/Philosophie der Universität Münster hat Prof. Dr. Carl Friedrich Gethmann zum Ehrendoktor ernannt. Der Emeritus der Universität Duisburg/Essen verbinde in seinem Lebenswerk in einzigartiger Weise die Reflexion auf grundlegende und methodologische Fragen seiner Disziplin mit der praktischen Anwendung philosophischer Expertise bei der Politikberatung und im gesellschaftlichen Diskurs, hieß es zur Begründung.

Carl Friedrich Gethmann war von 2013 bis 2021 Mitglied des Deutschen Ethikrates. Er habe bahnbrechende Arbeiten zur Logik, Wissenschaftstheorie, Sprachphilosophie, Metaphysik, Erkenntnistheorie und Ethik vorgelegt und sei ein beispielhafter Vertreter einer angewandten Philosophie. Laudator Prof. Dr. Oliver R. Scholz von der Uni Münster hob daher auch seine politisch einflussreichen Beiträge zur Wissenschaftsethik, Technikfolgenabschätzung und Risikobewertung hervor.

Carl Friedrich Gethmann
Foto: Stefan Klatt

Batterieforschung:
Grundsteinlegung
für zweite Anlage

Die Zukunft der Batterieproduktion nimmt weiter Fahrt auf. Anfang Oktober wurde im Hansa-Business-Park in Münster der Grundstein für den zweiten Bauabschnitt der Fraunhofer-Einrichtung Forschungsfertigung Batteriezeile (FFB Fab) gelegt. An dem Vorhaben ist die Universität Münster mit ihrem Batterieforschungszentrum MEET beteiligt. Die Großforschungsanlage für ökonomisch und ökologisch nachhaltige Produktionsverfahren von Batteriezellen umfasst 20.000 Quadratmeter Nutzflächen für die Forschung; sie soll 2028 in Betrieb gehen.

KURZ GEMELDET

Zellen im Gewebe
auf der Spur

Ein Forschungsteam vom Institut für Hygiene hat eine Messmethode entwickelt, die Fluoreszenzmikroskopie erstmals direkt mit bildgebender MALDI-Massenspektrometrie verbindet (MALDI: Matrix-unterstützte Laserdesorption/Ionisation). Damit lassen sich die chemischen Profile einzelner benachbarter Zellen in Gewebeproben auf demselben Schnittraster und mit einer räumlichen Auflösung von etwa einem tausendstel Millimeter bestimmen. So hat das Team bislang verborgene, unterschiedliche Stoffwechselmuster zwischen benachbarten Zellen in Tumorgewebe sichtbar gemacht. Es ist zum ersten Mal möglich, fluoreszenzbasierter Zelltypen zu identifizieren und im Gewebe-Kontext mit ihrer chemischen Signatur zusammenzubringen. So sind chemische Unterschiede und Wechselwirkungen auf Einzelzell-Ebene erkennbar. Dies ist wichtig, weil das Zusammenspiel von Krebszellen, umgebenden Zellen und eindringenden Immunzellen in Tumoren oft über den Verbleib oder die Ausbreitung der Erkrankung entscheidet. *Nat. Commun.; DOI: 10.1038/s41467-025-64603-8*

Seit den Entdeckungen des britischen Naturforschers Charles Darwin ist klar: Für die evolutive Anpassung von Organismen sind erbliche Unterschiede zwischen Individuen eine entscheidende Voraussetzung. Über die Bildung von Proteinen führen sie zu unterschiedlichen Merkmalen. In der Evolutionsbiologie heißen diese sichtbaren Unterschiede „Phänotypen“. Was Darwin noch nicht wissen konnte: Es gibt auch „verborgene“ (kryptische) genetische Variationen. Ein Team um Dr. Rascha Sayed und Prof. Dr. Joachim Kurtz vom Institut für Evolution und Biodiversität hat jetzt eine solche Variation nachgewiesen und ihre genetische Grundlage identifiziert. Im Interview mit Christina Hoppenbrock gibt Joachim Kurtz Einblicke in diesen Mechanismus.



Joachim Kurtz
Foto: Peter Grewer

Was zeichnet die kryptische Variation aus?
Vor allem die höhere Evolutionsgeschwindigkeit. Individuen, deren Merkmale in der vorherrschenden Umwelt zum besten Überleben und zu den meisten Nachkommen führen, haben einen Selektionsvorteil, eine bessere sogenannte Fitness. Sie vererben diese Merkmale an die nächste Generation, wodurch eine Anpassung möglich ist. Doch wenn solche Umweltveränderungen rasch erfolgen, so wie wir es gerade durch die menschengemachte Klimaveränderung beobachten, reicht die sichtbare genetische Variation möglicherweise nicht aus. Dann kann die verborgene genetische Variation zum Tragen kommen. Kryptische genetische Variationen sind zunächst nicht als unterschiedliche Phänotypen sichtbar. Sie kommen erst bei belastenden Bedingungen zum Vorschein.

Lebendiger Begleiter der Erde

Planetologen kartieren erstmals Millionen Felsblöcke auf der Mondoberfläche

VON KATHRIN KOTTKE

Aus der Ferne wirkt der Mond ruhig und unveränderlich; eine graue, staubige Kugel, die seit Milliarden Jahren unverändert am Himmel steht. Doch dieser Eindruck täuscht. Seine Oberfläche ist in ständiger Bewegung und wird durch unzählige Einschläge und das allmähliche Verblasen ihrer Spuren geformt. Wie dynamisch der Mond tatsächlich ist, zeigt eine neue Studie von Forschern des Instituts für Planetologie der Universität Münster. Erstmals haben sie eine Karte erstellt, auf der nahezu 94 Millionen Felsblöcke sichtbar sind.
„Bislang fehlte hierzu eine konsistente, globale Datengrundlage, um die Mondoberfläche quantitativ zu erforschen“, erklärt Ben Aussel, Doktorand in der Arbeitsgruppe Experimentelle Planetologie von Prof. Dr. Bastian Gundlach. „Wir wollten herausfinden, wie sich die Felsen auf dem Mond verteilen und welche Hinweise sie uns über die Beschaffenheit und die Geschichte seiner Oberfläche geben.“ Dafür entwickelte Ben Aussel einen speziellen Deep-Learning-Algorithmus, also ein Verfahren des maschinellen Lernens, der Felsblöcke auf Satellitenbildern automatisch erkennt. Grundlage hierfür waren hochauflösende Aufnahmen der „Narrow Angle Camera“ an Bord des NASA-Satelliten „Lunar Reconnaissance Orbiter“.

Der Rechenaufwand
war enorm.

Die Berechnungen liefen eine Woche lang ununterbrochen auf „PALMA II“, dem Hochleistungsrechner der Universität Münster. „Der Rechenaufwand war enorm“, sagt Ben Aussel. „Aber nur so konnten wir eine Karte erstellen, die fast den gesamten Mond abdeckt und zugleich viele Details sichtbar macht.“ Einzig die Mondpole sind nicht vollständig kartiert.



Prof. Dr. Bastian Gundlach (l.) und Doktorand Ben Aussel betrachten eine Karte der Mondoberfläche, die rund 94 Millionen Felsblöcke zeigt.
Fotos: Uni MS - Linus Peikenkamp

Dies soll jedoch in den kommenden Monaten folgen.
Die Ergebnisse bieten eine bislang einzigartige Darstellung von Größe, Lage und Häufigkeit aller Gesteine mit einem Durchmesser von mehr als viereinhalb Metern. Von den rund 94 Millionen Felsblöcken, die auf dem Mond zwischen 60 Grad Nord und 60 Grad Süd erfasst wurden, befinden sich etwa zwei Drittel in den Hochländern und ein Drittel in den dunkleren Mare-Gebieten. Die durchschnittliche Größe der Felsblöcke liegt bei rund 6,5 Metern; einzelne Brocken erreichen jedoch deutlich größere Ausmaße. Dabei zeigte sich, dass die Anzahl und Größe der Felsen je nach Region und Alter der Oberfläche stark variieren. „Rund um junge Krater finden sich viele Felsbrocken, während ältere Regionen eher feinkörnig und geglättet wirken“, erläutert Bastian Gundlach. „Das hilft uns,

die geologische Geschichte des Mondes besser zu verstehen, also wie Einschläge und Weltraumverwitterung seine Oberfläche über Jahrmillionen verändert haben.“
Die Karte hat nicht nur wissenschaftlichen Wert, sondern ist auch praktisch nutzbar. Sie liefert wertvolle Hinweise auf gefährliche oder besonders geeignete Gebiete für künftige Mondmissionen, zum Beispiel Landungen oder Rover-Einsätze. „Wenn man weiß, wo große Felsen liegen, kann man sicherer planen“, betont Ben Aussel. Inzwischen haben Vertreterinnen und Vertreter der NASA und der Europäischen Weltraumorganisation (ESA), die das Promotionsprojekt anteilig fördert, die Relevanz der Forschungsergebnisse auf Fachkonferenzen betont, auf denen der Nachwuchswissenschaftler seine Erkenntnisse präsentierte. Das Verfahren sei nicht nur auf den Mond beschränkt, betont Bastian Gundlach. Man

könne es auch auf Asteroiden oder andere Planeten übertragen – überall dort, wo es hochauflösende Oberflächenbilder gebe.
Ben Aussel freut sich, dass seine Arbeit, die unter der Leitung von Dr. Ottaviano Rüscher begann, international auf großes Interesse stößt. „Es ist wirklich erstaunlich, was mit KI möglich ist und welche Forschungsfragen wir in naher Zukunft beantworten können“, betont er. Seine Arbeit zeigt bereits jetzt, dass der vermeintlich stille Begleiter der Erde viel lebendiger ist, als er aussieht. Sie verdeutlicht auch, wie aus Münster heraus Forschung betrieben wird, die buchstäblich bis zum Mond reicht.

Die Studienergebnisse sind in der Fachzeitschrift „Journal of Geophysical Research: Planets“ erschienen:
<https://doi.org/10.1029/2025JE008981>

„Unter Stress ist das Puffersystem überlastet“

Verborgene genetische Variationen: Biologe Joachim Kurtz stellt einen besonderen Mechanismus der Evolution vor



Beim Rotbraunen Reismehlkäfer (*Tribolium castaneum*) wurden im Experiment kryptische genetische Unterschiede sichtbar. Der Mehlkäfer rechts im Bild hat nur halb so großen Augen wie ein normaler Käfer.
Foto: Rascha Sayed

Haben Sie das Protein HSP90 untersucht, weil es in den Zellen von Tieren, Pflanzen, Pilzen und Bakterien besonders häufig vorkommt und besonders wichtig ist?
Genau. HSP steht für Hitzeschockprotein, da es bei Stress wie bei einem Hitzeschock vermehrt produziert und aktiv wird. Es ist einer der wichtigsten Faltungshelfer. Es führt dazu, dass eine Art Puffer entsteht. Er sorgt dafür, dass sich kryptische genetische Unterschiede im Laufe der Zeit anhäufen und unter Stress sichtbar werden. In unseren Experimenten haben wir HSP90 künstlich herunter-

reguliert und bei Mehlkäfern die Auswirkungen untersucht. Wir haben dadurch Phänotypen sichtbar gemacht, die man normalerweise nicht findet: Mehlkäfer mit nur halb so großen Augen wie normale Käfer. Zu unserer Überraschung hatten diese Käfer unter normalen Bedingungen keine Fitness-Nachteile und unter Dauerlicht sogar Vorteile. Bislang wusste man nicht, welche Gene für die unterschiedlichen Phänotypen verantwortlich sind, die durch HSP90 reguliert werden. Wir haben in unseren Käfern das Gen identifiziert, das der reduzierten Augengröße zugrunde liegt.

Ihre Studie ist eine Laborstudie. Inwiefern sind die Ergebnisse auf natürliche Evolutionsprozesse übertragbar?
Der Mehlkäfer ist ein Vorratsschädling, der in Getreidespeichern und ähnlichen Gebäuden vorkommt, da gibt es sowohl Dauerdunkel als auch Dauerlicht. Paradoxiere Weise könnten kleinere Augen sowohl unter ‚Höhlenbedingungen‘ als auch unter Dauerlicht von Vorteil sein. Zum einen, weil der Betrieb von Augen Energie kostet. Zum anderen stört Dauerlicht die natürliche Tagesrhythmik, und wir haben erste Hinweise, dass unsere Käfer mit den kleinen Augen damit besser zurechtkommen. Eigentlich geht es aber gar nicht so sehr darum, die natürliche Situation widerzuspiegeln, sondern unser Experiment zeigt auf, welche Möglichkeiten es prinzipiell gibt, sich an veränderte Bedingungen anzupassen.

Literaturhinweis:
Sayed R et al. (2025): HSP90 as an evolutionary capacitor drives adaptive eye size reduction via atonal. *Nature Communications*, DOI 10.1038/s41467-025-65027-0.
Die Studie entstand im Rahmen des Kooperationsprojekts „Joint Institute for Individualisation in a Changing Environment (JICE)“ der Universitäten Bielefeld und Münster sowie des Transregio-Sonderforschungsbereichs SFB-TRR 212.

„Ein Zeichen von Heimat und Macht“

Jan Kortmann untersuchte die Funktion von Mauern in römischen Epen – und fand mehr heraus als erwartet

EIN INTERVIEW VON NORBERT ROBERS

Die Definition ist schlicht und eindeutig: Eine Mauer ist eine massive Wand aus Mauerwerk. Weit gefehlt, urteilt Dr. Jan Kortmann vom Institut für Klassische Philologie, der in seiner Habilitation die Potenziale von Mauern in der römischen Literatur untersucht hat. Im Gespräch schildert der Philologe die weiteren und vielfältigen Funktionen von Mauern.

Mauern, schreiben Sie, spielen schon seit jeher eine große Rolle für die Menschheit. Seit wann denn genau?

Die frühesten Zeugnisse über entsprechende Bauwerke reichen etwa 10.000 Jahre zurück. Aber erst mit der römischen Literatur werden Mauern literarisch funktionalisiert, politisiert und zum Teil auch für Propagandazwecke benutzt. An erster Stelle ist dabei die ‚Aeneis‘ von Vergil als das ‚Nationalepos‘ der Römer zu nennen. Vergil schildert die Flucht des Aeneas aus dem brennenden Troja und seine Irrfahrten, die ihn ins heutige Mittelitalien führten, wo er zum Stammvater der Römer wurde. Denken Sie auch an die Gründungsgeschichte Roms: Romulus begann mit der Stadtgründung, indem er eine Furche zog, die als eine Art ‚Vormauer‘ die Stadtgrenzen markieren sollte. Remus spottete über diese Bemühungen und sprang über die Furche, was Romulus als Respektlosigkeit ansah und daraufhin Remus tötete.

All dies ist auch der Grund dafür, dass Sie sich vor allem mit der Darstellung beziehungsweise Verwendung von Mauern in römischen Epen beschäftigt haben?

Genau. Ich habe mich lange mit den ‚Punica‘ von Silius Italicus beschäftigt, einem Epos, das in 17 Büchern und 12.000 Versen den Zweiten Punischen Krieg beschreibt. In diesem Werk werden Roms Mauern intensiv behandelt. Mir fiel auf, dass dieser Topos auch in anderen Epen vorhanden war und aufeinander aufbaute. In Vergils ‚Aeneis‘ geht es, vereinfacht gesagt, um die Gründungsmauern Roms. In den ‚Punica‘ werden diese Mauern Roms gegen Hannibal verteidigt, in Lucans Bürgerkriegsepos ging es um die Zerstörung und den Verfall und schließlich beim spät-

antiken Epiker Claudian um die Neugründung. All dies war auch textlich miteinander verbunden, ohne dies explizit so zu deklarieren.

Einerseits hatten Mauern für die Römer also offenbar eine große Bedeutung. Andererseits fielen diese Bauwerke im großen Rom doch nur bedingt auf, oder?

Das stimmt. Rom war damals bereits eine Millionenstadt, in der Mauern nicht wirklich auffielen. Zudem benötigte Rom unter Augustus keine Mauern. Umso bemerkenswerter war, dass gerade von dieser Zeit an die Mauern in der Literatur eine gegenläufige Entwicklung erfuhren und zu einer Modeerscheinung wurden – als müsste ihre Bedeutung vor allem mithilfe des Textes in Erinnerung gerufen werden.

Welche Funktionen hatten Mauern denn zu den unterschiedlichen Zeiten und in den verschiedenen Kulturen?

Jede Mauer hatte und hat zunächst die Intention der Trennung. Eng damit zusammenhängend steht der Gedanke des Schutzes, sie waren zudem ein Zivilisationssymbol und sind bis heute ein Zeichen von Heimat und Macht. Mit der Zeit kamen metaphorische Bedeutungen wie etwa die viel zitierten ‚Mauern im Kopf‘ hinzu.

Sie sprechen sogar von Mauern als ‚grandiosen Machtsymbolen‘ ...

Denken Sie beispielsweise an die Aurelianische Mauer als die gewaltige Stadtmauer Roms, die unter Kaiser Aurelian etwa 270 begonnen wurde. Dieses Monument, schmückt Rom noch heute. Weit früher sprach Ovid im metaphorischen Sinne davon, dass Rom den gesamten Erdkreis in seine Mauern fasse, die somit symbolisch für die römische Macht stehen.

Es gab also sowohl positive als auch negative Assoziationen?

Es waren meistens positive Bedeutungen. Die Römer verstanden ihre Mauern beispielsweise als Möglichkeit, sich von den Fremden oder sogar den ‚Barbaren‘ abzuschotten. Mauern schufen ein Zugehörigkeitsgefühl und ‚machten‘ Städte. Man hat auch Mauern gebaut, um sich nicht perma-

nent mit der eigenen Verteidigung beschäftigen zu müssen, sondern sich auf Dinge wie etwa die Kultur konzentrieren konnte.

Machen wir einen Zeitsprung: Andere Mauern wie die Berliner Mauer deuteten eher auf eine Schwäche des Staates hin. Offiziell deklarierte das DDR-Politbüro diese Mauer zwar als ‚antifaschistischen Schutzwall‘. Aber mindestens genauso wichtig war damit der Wille verbunden, das eigene Volk an der Flucht zu hindern ...

Das stimmt. Es gab und gibt oft ein Sowohl-als-auch. Auch US-Präsident Trump und die israelische Regierung machen mit den Mauern zu Mexiko und zu den palästinensischen Gebieten Politik. Nach innen will man zeigen, dass man sich um Sicherheit und Schutz bemüht. Gleichzeitig ist es ein sichtbares Zeichen dafür, dass man keine politisch-diplomatische Lösung für die jeweiligen Probleme gefunden hat. Es gibt zahlreiche Beispiele für politisierte Mauern.

Mauern sind aber auch in anderen Zusammenhängen in unseren Sprachgebrauch eingesickert – beispielsweise die ‚firewalls‘ im Internet oder die Mauer aus Abwehrspielern im Fußball ...

Wenn man sich so intensiv wie ich damit beschäftigt, sieht man tatsächlich irgendwann überall Mauern. All dies sind gute Beispiele dafür, dass Mauern auch heute positive und negative Assoziationen hervorrufen. Der Trend von der Antike bis heute zeigt allerdings, dass es vom vermehrt Positiven ins Negative überging – entgegen den Beispielen, die die Schutzidee aufzeigten.

Was haben Sie aus Ihrer intensiven Beschäftigung mit Mauern gelernt?

Ich empfinde es als faszinierend, wie über die Jahrhunderte hinweg Mauern eine dermaßen große Bedeutung und Symbolik bekommen haben, die bis jetzt anhält. Allerdings sind die antiken Stadtmauern heute zumeist nur noch Ruinen. Doch natürlich sehe ich mir auch auf jeder Reise und wann immer es möglich ist, Mauern an – nicht zuletzt wegen ihres ästhetischen Werts.



Auch für diese kleine Mauer interessiert sich Dr. Jan Kortmann: Der „Wasserbär“ an der Promenade glich einst die Wasserstände zwischen den Gräben aus, die zur Stadtbefestigung gehörten. Foto: Uni MS - Linus Peikenkamp

Lebensnahes Wissen zum muslimischen Leben

Neue Plattform „Muslim aktiv und weltoffen“ bietet Orientierung und Inspiration

Auf dem Handybildschirm verbreitet eine Kerzenflamme warmes Licht. Eine Hand greift nach einem Stift. Sie schreibt auf liniertes Papier Sätze wie: „Ich erlebe, wie Menschen sich gegenseitig abstempeln.“ So beginnt ein Video in der Rubrik „Briefe an Gott“, das auf der neuen digitalen Plattform „Muslim aktiv und weltoffen“ zu sehen ist.

Wer aufgrund seines Glaubens Diskriminierung erfährt, neigt Studien zufolge oft dazu, selbst ernannten Predigern ins Netz zu gehen, die den Islam als Abgrenzung zum westlichen Lebensstil inszenieren. „Insbesondere junge Musliminnen und Muslime finden den Zugang zu ihrer Religion vor allem über Social Media“, sagt der Leiter des Zentrums für Islamische Theologie der Universität Münster, Prof. Dr. Mouhanad Khorchide. „Das macht dem Religionsunterricht viel Konkurrenz.“ Etwa neun von zehn der gängigen Kanäle gäben simpelste Antworten ohne viele Erklärungen. „Gerade das macht sie für viele Menschen so attraktiv.“ Denn in kürzester Zeit habe man das Gefühl, sich auszukennen.

Das Problem: Zum einen fehle die Meinungsvielfalt, die Gesellschaften für das Zusammenleben und ihre Zukunft dringend brauchen. Zum anderen seien die einfachen Antworten nicht unbedingt die besten. „Wenn jemand wissen möchte, ob man ‚Uno‘ spielen darf, und der hört dann ‚nein, das ist westlich, ein



Prof. Dr. Mouhanad Khorchide, Leiter des Zentrums für Islamische Theologie, leitet die neue digitale Plattform. Foto: Peter Grewer

Glücksspiel‘ – diese Behauptung ist theologisch gar nicht haltbar“, nennt der Wissenschaftler ein Beispiel. „Unser Projekt möchte zeigen, dass man ein muslimisches, frommes Leben führen und zugleich ein loyaler Bürger dieses Landes sein kann.“ Außerdem beschränke sich der islamische Glauben keinesfalls auf die Frage, ob etwas „erlaubt“ oder „verboten“ sei, betont der Religionspädagoge.

Hinter der Plattform steht ein Team von 15 Personen, darunter zehn Studierende. Die Postings sollen auch Multiplikatoren in Schule und sozialer Arbeit ansprechen. Der Kanal auf Instagram erreichte zum Start im September aus dem Stand heraus 300 Follower. Diese können sich etwa von kurzen Statements aus dem Koran inspirieren lassen („Mit dem

Schweren kommt Leichtes“) oder praktische Tipps erhalten, wie man beispielsweise seine Ziele erreicht. Projektleiter Mouhanad Khorchide beantwortet Fragen wie „Darf man den Geburtstag des Propheten feiern?“, „Ist der Islam mit der Demokratie vereinbar?“ und „Können auch Juden und Christen in den Himmel kommen?“. Seine Antwort lautet jeweils „ja, selbstverständlich“. In den Videos begründet er diese theologisch fundierte und durch Quellen belegt.

Für Mouhanad Khorchide sind die maximal 50 Sekunden kurzen Beiträge eine Herausforderung. „Wir Professoren sind es gewohnt, dass die Leute uns länger zuhören. Auf Instagram oder TikTok würden die meisten aber schon bei einer Begrüßung weiterscrollen, weil es ihnen zu langsam erscheint. Deshalb heißt es für uns: das Wichtigste zu Beginn.“

Das Projekt des Zentrums für Islamische Theologie ist Teil eines Maßnahmenpakets „Sicherheit, Migration und Prävention“ der nordrhein-westfälischen Landesregierung, die es für einen Zeitraum von voraussichtlich zwei Jahren mit

200.000 Euro fördert. Die digitale Plattform möchte extremistischen und islamfeindlichen Narrativen in den gängigen Netzwerken etwas entgegensetzen. Sie soll vor allem junge Muslime erreichen, die auf der Suche nach Halt sind und die durch Ausgrenzung, antimuslimischen Rassismus und andere Vorbelastungen für extremistische und islamistische Einflüsse empfänglicher sein könnten. BRIGITTE HEEKE

Instagram und Tiktok:
@muslimaktiv



In der Rubrik „Briefe an Gott“ verbreitet eine Kerzenflamme warmes Licht. Foto: Uni MS - Linus Peikenkamp

Fair Play ist Thema beim Tag der Forschungsdaten

Bereits zum fünften Mal findet am 18. November der Tag der Forschungsdaten NRW statt. Das Motto lautet in diesem Jahr: „FAIRe Daten, FAIR Play – Alles eine Frage der Aufstellung“. Von 10 bis 16 Uhr können alle Interessierten den fairen und effizienten Umgang mit Forschungsdaten erkunden. Auf dem Programm stehen unter anderem Diskussionen und ein interaktiver Escape-Room für Studierende. Hauptveranstaltungsort ist die Universitäts- und Landesbibliothek am Krummen Timpen 3, ein Teil des Programms findet aber auch per Zoom statt.

uni.ms/xuct3

Anzeige

UniPrint
Die Druckerei
der Universität Münster

EXKLUSIV für Studierende, Beschäftigte und Einrichtungen der Uni Münster

- Abschlussarbeiten
- Einladungen
- Urkunden
- Broschüren
- Plakate
- Visitenkarten
- Briefumschläge
- Flyer etc.

Universitätsstr. 18 · 48143 Münster · www.uniprint.uni-muenster.de
uniprint@uni-muenster.de · 0 251 83 - 22 072 / 22 490

Bei Immanuel Kant war immer volles Haus

Von der Präsenzuniversität über das Fernstudium bis zur Abschaffung der Anwesenheitspflicht – ein Rückblick aus bildungshistorischer Perspektive

EIN GASTBEITRAG VON JÜRGEN OVERHOFF

Die derzeit wieder heiß diskutierte Anwesenheitspflicht für Studierende ist in der vielhundertjährigen Geschichte der Universitäten eine erstaunlich späte Erscheinung gewesen. Denn in dem langen Zeitraum vom Hohen Mittelalter (damals entstanden um 1200 die ersten Universitäten in Paris, Oxford und Cambridge) bis zum Zeitalter der Aufklärung konnte kein Student von seinen Professoren und Dozenten dazu wirkungsvoll genötigt werden, gegen seinen ausdrücklichen Wunsch im Seminarraum oder Hörsaal zu erscheinen. Wer immatrikuliert war, hatte sich freiwillig für das Studium entschieden – und folglich stand es allein in der Verantwortung des Immatrikulierten, an einer Veranstaltung teilzunehmen oder nicht.

Auch weil Prüfungen und akademische Abschlüsse bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nicht die Regel waren, fand jeder für sich selbst heraus, bei welchem Dozenten er wann und wie lange hören wollte. Der Königsberger Professor Immanuel Kant, der ein begnadeter Vortragender war, hatte in seinen Vorlesungen immer ein volles Haus. Die Studierenden kamen gerne und regelmäßig zu ihm. Eine Generation nach ihm lehrte in Berlin der Philosoph Arthur Schopenhauer. Er galt als schwierig und unverständlich – und so stimmten seine Studenten mit den Füßen ab und blieben seinen gedankenschweren Vorträgen fern. Schopenhauer ärgerte sich, konnte aber nichts dagegen tun.

Erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts änderten sich diese Verhältnisse. Der Staat legte nun immer stärkeren Wert auf Prüfungen und Abschlüsse – als Mittel der Leistungskontrolle und auch, um nicht leichtfertig wichtige Ressourcen zu verschleudern. Wenn zum Teil üppige staatliche Gelder für den Unterhalt der Universitäten ausgegeben wurden, dann sollten diejenigen, die sich dort aufhielten, auch verlässlich zu produktiven Leistungsträgern der Gesellschaft herangebildet werden. Spätestens nachdem das Abitur im Jahr 1834 als verbindliche Qualifikation eingeführt worden war, ohne die ein Universitätsstudium gar nicht mehr absolviert werden konnte, erwarteten die Professoren die Anwesenheit der Studierenden. Jedenfalls galt nun immer häufiger: Wer nicht im Seminar erschien, der durfte nicht darauf hoffen, dass er die immer wichtiger werdende Abschlussprüfung bestehen würde.

Genau in dieser Zeit, als die Universitäten eine Anwesenheit der Studierenden immer nachdrücklicher einzufordern begannen, wurde als Reaktion darauf ein neu-

es Studienmodell erprobt: Die Idee der Fernuniversität kam auf. Pionierinstitution in dieser Hinsicht war die University of London. Da sich nicht alle studierfähigen jungen Engländer einen Aufenthalt im teuren London leisten konnten, bot die dortige Hochschulleitung allen weniger gut betuchten und fernab der britischen Hauptstadt lebenden Studenten an, weite Teile ihres Studiums in absentia absolvieren zu dürfen. 1865 wurde das „distance learning“ ein hochoffizieller Bestandteil des breitgefächerten Angebotes der Londoner Universität. Doch blieb diese bedeutende Reform in der britischen Hochschullandschaft – und auch in der übrigen Welt der europäischen und nordamerikanischen Universitäten – die Ausnahme von der Regel. Niemandem wäre es beispielsweise eingefallen, auch die ehrwürdigen Universitäten Oxford und Cambridge zu Fernuniversitäten zu machen. Einen Abschluss konnte ein fleißiger Student aus der Ferne zwar nachweislich erwerben, doch überdurchschnittlich gute Leistungen blieben laut Mehrheitsmeinung und gemäß der Einschätzung der Experten an Präsenz und Anwesenheit geknüpft.

„In der Phase der Bildungsexpansion war das Präsenzstudium mit Anwesenheitspflicht der Normalzustand.“

Auch im 20. Jahrhundert, als selbst in Deutschland der Gedanke eines Fernstudiums Anhänger fand und im Jahr 1974 die Fernuniversität Hagen gegründet wurde, wandelte sich die inzwischen fest etablierte Einstellung zur prinzipiellen Bedeutung einer kontinuierlichen Anwesenheit in den Seminaren nicht. Im Gegenteil: In dieser bemerkenswerten Phase der Bildungsexpansion, als in Duisburg, Essen, Paderborn, Siegen und Wuppertal

sogar neue Gesamthochschulen gegründet wurden, war das Präsenzstudium mit Anwesenheitspflicht der Normalzustand. Dabei galt: Wer mehr als dreimal im Verlauf eines Semesters fehlte, konnte ein Seminar nicht erfolgreich abschließen. Während in Münster noch um 1800 die Studenten ohne Anwesenheitspflicht studiert hatten (bei einer Gesamtzahl von rund 300 Studenten), waren Ende der 1970er-Jahre am selben Ort schon weit über 30.000 männliche und weibliche Studierende immatrikuliert, die alle um ihre Pflicht wussten, in den Seminaren Präsenz zu zeigen.

Erst im 21. Jahrhundert wurde die Anwesenheitspflicht, die sich im Verlauf der beiden vorausgegangenen Jahrhunderte sukzessive durchgesetzt hatte, im Land Nordrhein-Westfalen unvermutet wieder abgeschafft. Seit dem Jahr 2014 dürfen die Studierenden von ihren Veranstaltungen so häufig fernbleiben wie sie wollen – von wenigen Ausnahmen in den Naturwissenschaften wie etwa Laborpraktika abgesehen. Da digitale Kursmanagementsysteme und Lernplattformen den Studierenden das studienbegleitende Material auch außerhalb des Seminarraums zur Verfügung stellen, machen immer mehr Studierende von dieser Möglichkeit Gebrauch. Das hat nun speziell im vergangenen Sommersemester dazu geführt, dass verschwindend wenig Teilnehmerinnen und Teilnehmer die Seminare und Vorlesungen besuchen. Diesen Zustand empfinden vor allem die Lehrenden als äußerst unbefriedigend. Denn was vor zehn Jahren noch als Mittel zur Flexibilisierung des Studiums gedacht war, um neue Möglichkeiten zur Vereinbarkeit von Job und Seminarbesuch zu eröffnen, erweist sich nun als die Ursache dafür, dass „distance learning“ und andere Praktiken des Fernstudiums womöglich zum Normalfall werden. Da aber diese Entwicklung so gar nicht beabsichtigt war und wohl auch in Zukunft von niemandem ernsthaft in dieser Form gewollt sein kann, ist es jetzt offenkundig an der Zeit, mit Verstand und Augenmaß gegenzusteuern.



Dr. Jürgen Overhoff ist Professor für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt der historischen Bildungsforschung.

Foto: Uni MS - Heiner Witte

„Hochschulen sind dem Studienerfolg verpflichtet“

Philosophiedozent Stefan Rinner kennt die Situation aus Seminaren in Salzburg und Duisburg – ein Interview

Wer strengere Anwesenheitsregeln für bestimmte Veranstaltungen befürwortet, gilt schnell als altdemisch. Man traue den Studierenden die Selbstorganisation nicht zu. Dr. Stefan Rinner lehrt Theoretische Philosophie an der Universität Duisburg-Essen und denkt das Thema vor allem vom Ziel her: ein erfolgreich abgeschlossenes Studium. Im Interview mit Hanna Dieckmann schildert er die Unterschiede zwischen Hochschulen in Österreich und Deutschland und bewertet das Fehlen einer Anwesenheitspflicht.

Sie haben in Österreich studiert und zeitweise auch unterrichtet. Wie sieht es mit der Anwesenheitspflicht in unserem Nachbarland aus?

In Österreich wird zwischen prüfungs-immanenten und nicht prüfungs-immanenten Lehrveranstaltungen unterschieden. Bei Ersteren beruht die Beurteilung nicht auf einer einzigen abschließenden Prüfung, sondern auf mehreren Teilleistungen – inklusive regelmäßiger Mitarbeit. Dazu gehören unter anderem Übungen und Seminare. Zu den nicht prüfungs-immanenten

Lehrveranstaltungen gehören zum Beispiel Vorlesungen. Hier besteht die Beurteilung in einer einzelnen Prüfung am Ende der Veranstaltung in Form einer Klausur. In prüfungsimmanenten Lehrveranstaltungen erlaubt das Gesetz eine Anwesenheitspflicht. An der Universität Salzburg, wo ich studiert und unterrichtet habe, müssen die Studierenden zu mindestens 80 Prozent anwesend sein, um bestehen zu können. Ohne einen wichtigen Grund wie eine Krankheit oder die Pflege eines Angehörigen geht man andernfalls von einem Prüfungsabbruch aus. Der Grund für die Anwesenheitspflicht liegt gerade darin, dass in prüfungsimmanenten Veranstaltungen die Beurteilung auf mehreren Leistungen beruht und dies unter anderem die Mitarbeit einschließt.

Heute lehren Sie an der Universität Duisburg-Essen. Welche Unterschiede nehmen Sie in den Kursen, aber auch beim Lernerfolg der Studierenden wahr?

In der Philosophie gibt es keine Anwesenheitspflicht. Die Prüfungsleistungen wie Hausarbeiten oder mündliche Prüfungen sind an Module gekoppelt, die



Dr. Stefan Rinner

Foto: wildbild

aus mehreren Kursen bestehen. Die Kurse selbst sollen auf diese Prüfungen vorbereiten. Allerdings führt dieses Abkoppeln der Prüfungsleistungen von Seminaren zusammen mit der fehlenden Anwesenheitspflicht dazu, dass die Studierenden oft wenig Gründe sehen, regelmäßig an einem

Seminar teilzunehmen. Das hat wiederum eine hohe Fluktuation im Laufe eines Semesters zur Folge, was eine stetige Arbeit an den Inhalten sehr erschwert. Zugleich fehlen den Studierenden dadurch oft die nötigen Kenntnisse und Fähigkeiten, um die Prüfungen zu bestehen.

Lassen sich Ihre Erfahrungen auf den großen Kontext übertragen? Wie sieht die Studienlage in der Bildungsforschung in Bezug auf die Anwesenheit aus?

Die Bildungsforschung zeigt einen klaren Zusammenhang zwischen der Anwesenheit in universitären Kursen, insbesondere in Seminaren, und dem Lernerfolg. Dieser Zusammenhang wurde in zahlreichen Studien untersucht und dokumentiert. Der verstorbene Hamburger Pädagogikprofessor Dr. Rolf Schulmeister verfasste 2020 eine umfassende Analyse von 372 Studien, in der er einen möglichen Zusammenhang zwischen Anwesenheit und Prüfungsleistung untersuchte. Sie ergab, dass über 200 von 229 Studien eine positive signifikante Beziehung feststellten. In einer weiteren Meta-Analyse aus dem Jahr 2010 kamen Forschende um Prof. Dr. Marcus

Credé zu einem ähnlichen Ergebnis. Dabei legt die Studienlage nahe, dass der Zusammenhang zwischen Anwesenheit und Lernerfolg unabhängig von Faktoren wie Land, Geschlecht, Alter oder Universität besteht.

Sie sind offensichtlich für eine Anwesenheitspflicht: Welche persönlichen Erfahrungen haben Sie in der Lehre gemacht, die Sie davon überzeugen?

Ich plädiere für eine Anwesenheitspflicht in Seminaren. Dabei spielen meine Lehrerfahrungen eine Rolle. Meines Erachtens sind diese jedoch nur Ausdruck eines tieferliegenden Problems. So ist eines der zentralen Lernziele von Seminaren in der Philosophie, die Studierenden zu einem kritischen und argumentativen Austausch zu befähigen. Wie sollen wir die Studierenden dabei unterstützen, wenn sie nicht regelmäßig anwesend sind? Ohne eine Anwesenheitspflicht kann die Universität nicht einmal Rahmenbedingungen garantieren, in denen die Studierenden diesen Austausch mit anderen üben können. Dabei darf man nicht vergessen, dass Hochschulen laut Hochschulzukunftsgesetz dem Studienerfolg verpflichtet sind.



Kommen, bleiben, gehen oder das Studium zu großen Teilen allein vom Computer aus bestreiten? Insbesondere Lehrende weisen vermehrt darauf hin, dass die Teilnehmezahlen in Lehrveranstaltungen zurückgehen und die Präsenzhochschule zur Fernuni wird – auch wegen der 2014 abgeschafften gesetzlichen Anwesenheitspflicht.

WAS MEINEN SIE?

Wir sind auch an Ihren Erfahrungen und Ihrer Meinung zum Thema Präsenz/Anwesenheitspflicht interessiert – gleich, ob Sie an der Universität Münster studieren oder lehren! Schreiben Sie uns gern eine E-Mail mit dem Betreff „Anwesenheit“ an communication@uni-muenster.de oder nehmen Sie an einer Umfrage teil, die wir mit Erscheinen dieser Ausgabe auf Instagram veröffentlichen. Die Ergebnisse Ihrer Zuschriften und der Umfrage, auf Wunsch auch anonymisiert, lesen Sie in der nächsten Ausgabe, die am 10. Dezember erscheinen wird.

Für oder gegen Präsenz? Drei Meinungen

Stell Dir vor, es ist Uni – und keine/r geht hin!

Studierende, die Kinder versorgen, chronisch krank sind, Angehörige pflegen oder sich ihren Lebensunterhalt verdienen müssen: Es gibt viele gute Gründe, für Flexibilität im Studium zu plädieren. Auch das Recht zur studentischen Selbstbestimmung zählt dazu; schließlich richtet sich das Bildungsangebot von Hochschulen an eigenverantwortliche Erwachsene.

Aber: Der politisch aufgeladene Diskurs über ein „empowerment“ der Studierenden, den ich in meiner Studienzeit als Fachschaftsmitglied voll unterstützt hätte, verdeckt, wie sehr die Entpflichtung von der Anwesenheit die Lehre inzwischen beeinträchtigt. Vor allem seit der Coronapandemie hat die Präsenz spürbar abgenommen. Medial wird diese Entwicklung eher verstärkt als kritisiert, etwa mit einer Schlagzeile wie „Dabei sein ist für Studierende nicht alles“. Fatal erscheint mir dabei die Botschaft, dass Anwesenheit in der Uni nicht nötig sei. Das Recht zu fehlen gilt zunehmend als Einladung, nur nach Bedarf zu kommen, ja sogar als vermeintlicher Effizienz mehrere Veranstaltungen zeitgleich zu belegen. Erleichtert werden solche Entscheidungen durch den wachsenden Konsens unter Studierenden, dieses Verhalten als lässliche Sünde zu betrachten.

Erstaunlich leise wird dagegen artikuliert, welche Folgen diese Haltung für das Lehren und Lernen an den Universitäten hat:

- Der Lernerfolg leidet. Die meisten Universitäten sind auf Präsenz ausgelegt, anders als im Fernstudium fehlen Materialien und Feedback-Strukturen für das Lernen zu Hause.
- Das Gelingen solcher Veranstaltungen liegt eben nicht allein bei den Dozentinnen und Dozenten. Nur, wenn auch die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sich für die Kurse engagieren, kann ein motivierendes Arbeitsklima für alle entstehen.
- Anwesenheit im Studium hat auch eine psychologische Dimension: Immer mehr Studierende leiden unter Prokrastination, so sehr, dass sie einen Studienabbruch erwägen. Bestes Gegenmittel sind feste Strukturen.
- Weniger Anwesenheit führt dazu, dass Hochschulen auf extrinsische Anreize setzen, also auf mehr Leistungsverpflichtungen. Eine wachsende Verschulung des Studiums ist jedoch für niemanden sinnvoll. Es darf keine Option sein, nur noch die „happy few“, die wenigen Motivierten zu unterrichten, während der Rest fehlt. Wichtig ist, dass wir zusammen dafür werben – Lehrende wie Studierende –, hinzugehen und teilzuhaben, wenn Universität stattfindet. Andernfalls wird es den Steuerzahlern auf Dauer schwer zu vermitteln sein, warum sie uns den teuren Ort für den Austausch in Präsenz finanzieren sollen.



Prof. Dr. Carla Meyer-Schlenkrich, Historisches Seminar der Universität Münster
Foto: Kalle Kröger

An der studentischen Realität vorbei

Das Thema Anwesenheitspflicht geistert im universitären Alltag immer wieder herum. Sei es als Schreckgespenst für Studierende oder als Allheilmittel gegen leere Seminarräume. Dabei ist egal, ob es tatsächliche Bemühungen zur Einführung gibt.

Klar ist aber, Anwesenheitspflichten gehen schlicht an der studentischen Realität vorbei. Die Gründe dafür sind genauso vielfältig wie die Studierenden selbst. Sich einzig und prioritär auf das Studium konzentrieren zu können, ist ein Privileg, das bei Weitem nicht allen Studierenden zukommt. Studierende übernehmen Care-Arbeit, pflegen Familienangehörige oder kümmern sich um eigene Kinder. Chronische Erkrankungen, Behinderungen und psychische Belastungen stellen weitere Herausforderungen dar, die mit starren Anwesenheitspflichten kollidieren. Hohe Lebenshaltungskosten zwingen viele Studierende zudem, neben dem Studium zu arbeiten. BAföG erreicht einen zu geringen Kreis an Empfängerinnen und Empfängern und reicht bei Weitem nicht aus, um den Bedarf zu decken.

Die prekäre Wohnsituation in Münster verstärkt nicht nur finanzielle Probleme, sondern zwingt viele zum Pendeln. Lange Wege machen das Präsenzstudium jedoch unattraktiv bis unmöglich. Analog lassen sich diese Gründe auch darauf übertragen, warum Studierende aktuell nicht an Lehrveranstaltungen teilnehmen. Nur selten stecken böswillige Absichten oder mangelnder Respekt gegenüber den Lehrkräften dahinter.

Eine geringe Teilnehmerzahl kann aber durchaus auch Ausdruck berechtigter Kritik an der didaktischen Gestaltung der Lehre sein. Es lohnt sich also, die Diskussion zum Anlass zu nehmen, um mit allen Beteiligten die Qualität der Lehre an unserer Uni zu evaluieren und zu verbessern. Dabei müssen wir uns als Studierende gegenseitig genauso in die Verantwortung nehmen wie die Lehrenden. Gemeinsam müssen wir daran arbeiten, dass Lehren und Lernen mehr bedeutet als mechanisches Vortragen und stumpfes Auswendiglernen. Bereichernde Lehrveranstaltungen leben von lebendigen und kritischen Diskussionen, kreativem Denken, aktivem Mitgestalten und Kommunikation auf Augenhöhe. Studierende müssen als gleichwertige Gesprächspartnerinnen und -partner ernst genommen werden.

An einigen Stellen unserer Universität wurde dieser Prozess bereits erfolgreich angestoßen. Wenn es gelingt, diese Qualitätsentwicklung flächendeckend zu etablieren und hochwertig, anregende Lehre zum Standard wird, dürfte das Gespenst der Anwesenheitspflicht endlich von selbst weiterziehen.



Leon Lederer, Laureenz Schulz, Helena Eckhardt und Lisa-Nicole Bücker (v. l.), Vorsitzende des Allgemeinen Studierenden-ausschusses Münster
Foto: privat

Anwesenheit als gemeinsames Anliegen – jenseits der Pflicht

Die Universität Münster steht für Austausch, gemeinsames Lernen und das Zusammenkommen als Gemeinschaft. Wir beobachten aber mittlerweile mit Sorge, dass die Präsenz in Lehrveranstaltungen und somit die direkte Begegnung zwischen Lehrenden und Lernenden abnimmt. Das steht im Widerspruch zu unserem Selbstverständnis als Präsenzuniversität, zu dem wir uns in unserem Leitbild Studium und Lehre bekannt haben.

Zwar besteht beispielsweise bei Praktika oder Laborveranstaltungen weiterhin eine Pflicht zur Anwesenheit, doch im übergreifenden Teil der Lehre wurde die Anwesenheitspflicht aufgehoben. Seither ist physische Präsenz Ausdruck einer bewussten Entscheidung. Das schafft Freiräume, verändert aber den Charakter universitärer Lehre.

Präsenzveranstaltungen konkurrieren zunehmend mit oft zeitlich flexibleren digitalen Alternativen. Gleichzeitig stellt sich vielen Lehrenden die Frage, wie Lehre als gemeinsamer Prozess gestaltbar ist, wenn der direkte Kontakt abnimmt. Dabei geht es nicht nur um Wissensvermittlung beziehungsweise den Erwerb von Wissen, sondern um die Rolle der Universität als sozialer Raum: als Ort der Begegnung, des gemeinsamen Denkens und der akademischen Sozialisation. Deshalb rücken bei dem aktuellen Diskurs diese Aspekte wieder ins Zentrum der Debatte über den Bildungsauftrag der Hochschule.

Gute Lehre braucht fundierte Vorbereitung und aktive Beteiligung. Präsenz ist kein Selbstzweck, aber sie ermöglicht Gespräche und kritische Nachfragen. Auch darin entfaltet sich akademisches Leben. Die Hochschulleitung möchte der aktuellen Entwicklung nicht mit einer Rückkehr zur Pflicht begegnen, sondern mit einem gemeinsamen Verständnis: Studierende wie Lehrende tragen Verantwortung dafür, dass Universität eine lebendige und auf Dialog ausgerichtete Gemeinschaft bleibt.

Die Studierenden sollten dabei ihre Rolle als Mitgestalter bewusst annehmen: Wer anwesend ist, bringt Fragen und Perspektiven ein. Lehrende sollten wiederum ihre Präsenzangebote so gestalten, dass sie als bereichernd und relevant erlebt werden. Beides stärkt die Bereitschaft aller, Universität in Präsenz zu leben.

Als Hochschulleitung wollen wir uns gemeinsam auf diesen Weg begeben. In mehreren Workshops mit Studierenden sind wir den Gründen des Fernbleibens nachgegangen. Denn wir wollen selbstverständlich auch ihre Perspektiven und Erfahrungen einbeziehen. Unsere Universität lebt vom Miteinander: sichtbar, erlebbar, erfahrbar – im besten Sinne präsent.



Prof. Dr. Ulrike Weyland, Prorektorin für Studium und Lehre
Foto: Christoph Steinweg

DIE AUSGANGSLAGE

Die Ausgangslage ist eindeutig: An den nordrhein-westfälischen Hochschulen – wie in den anderen 15 Bundesländern auch – gibt es keine generelle Anwesenheitspflicht. Basierend auf dem Grundsatz der Verhältnismäßigkeit können die Fächer allerdings in ihren Prüfungsordnungen festlegen, in welchen Veranstaltungen eine Teilnahme verpflichtend ist. Das beinhaltet unter anderem, dass im Einzelfall geprüft werden muss, ob bei der Veranstaltung ein Zusammenhang zwischen Lernziel und dem Erfordernis der Anwesenheit besteht. Das ist beispielsweise bei Vorlesungen in der Regel nicht der Fall. Der jeweilige Studienbeirat und Fachbereichsrat müssen entsprechenden Regelungen in den Prüfungsordnungen zustimmen.

In den vergangenen Wochen kamen jedoch vermehrt Stimmen auf, die auf kontinuierlich zurückgehende Teilnehmerzahlen in Lehrveranstaltungen hinweisen. Auf diesen Seiten möchte die Redaktion einen Überblick zu diesem Thema bieten und zum Nachdenken über das Thema Präsenz anregen.

Forschung im Fokus: Aktuelle Daten und Trends

Für mehr Bewusstsein und Verständnis: Seit 2001 wird am 10. November jährlich der Welttag der Wissenschaft für Frieden und Entwicklung begangen. Mit dem Aktionstag will die Organisation der Vereinten Nationen für Bildung, Wissenschaft und Kultur (UNESCO) die Bedeutung der Forschung in der Gesellschaft unterstreichen. Aus diesem Anlass haben wir auf dieser Seite interessante Zahlen und Fakten rund um das Thema Wissenschaft in der Welt, in Deutschland und an der Universität Münster zusammengestellt.

Preise

In den vergangenen **zehn Jahren** haben münstersche Universitätsangehörige **1.406 Wissenschaftspreise** erhalten.



Drittmittel

Das **Drittmittel-Aufkommen** an der Universität Münster belief sich 2023 auf **194,5 Millionen Euro**. Drittmittel ist Geld, das von den Hochschulen zur Förderung von Forschung sowie des wissenschaftlichen Nachwuchses und der Lehre zusätzlich zum regulären Hochschulhaushalt von öffentlichen oder privaten Stellen eingeworben wird. Der größte Drittmittelgeber für die Universität Münster war im Jahr 2023 die Deutsche Forschungsgemeinschaft mit 42 Prozent.

Beschäftigte

An deutschen Hochschulen arbeiteten 2024 rund **158.000 Beschäftigte**. Die Universität Münster beschäftigte im vergangenen Jahr **651 Professorinnen und Professoren** sowie **5.112 wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter**.

Abschlüsse

Im Jahr 2024 wurden an der Universität Münster **711 Promotionen** und **35 Habilitationen** abgeschlossen.



Forschungsprojekt

Das **Forschungsprojekt mit der längsten Laufzeit an der Universität Münster** ist das Münster-Barometer. Seit **1993** führt das Institut für Soziologie die Lokalbefragung zusammen mit den „Westfälischen Nachrichten“ durch.

Geld für die Forschung

Im internationalen Vergleich wiesen nach Angaben des Schweizer Bundesamts für Statistik Israel und Südkorea im Jahr 2023 mit 6,3 und 5 Prozent die höchsten Anteile der **Forschungs- und Entwicklungsausgaben am Bruttoinlandsprodukt** auf. Taiwan folgte mit 4 Prozent. Als erstes europäisches Land lag Schweden mit 3,6 Prozent auf dem fünften Platz. Deutschland belegte mit 3,1 Prozent den zehnten Rang, die Ausgaben beliefen sich auf 132 Milliarden Euro. Die Forschungs- und Entwicklungsausgaben setzen sich aus den Bereichen Staat und private Institutionen ohne Erwerbszweck, Hochschulen sowie Wirtschaft zusammen – diese tragen jeweils unterschiedlich stark zur Gesamtförderung bei.

Das Forschungsumfeld der Universität Münster

- 2 Exzellenzcluster
- 13 Sonderforschungsbereiche (Koordination und Beteiligung)
- 3 Graduiertenkollegs
- 16 ERC-Grants
- 7 Emmy-Noether-Nachwuchsgruppen
- 1 International Max Planck Research School
- 1 Max-Planck-Institut
- 2 Fraunhofer-Institute/-Einrichtungen
- 1 Helmholtz-Institut

Veröffentlichungen

26.212 Publikationen sind an der Universität Münster seit 2020 erschienen. Die Veröffentlichung mit der höchsten Autorenzahl der vergangenen fünf Jahre stammt aus der Medizinischen Fakultät: **2.929 Autorinnen und Autoren** aus **961 Institutionen** haben daran mitgewirkt.

Wie man die Arbeit eines (Geo-) Informatikers visualisiert? Indem man beispielsweise zum GEO-I-Gebäude fährt, auf gutes Wetter spekuliert und das Dach ansteuert. Klar, man hofft dabei, dass der Protagonist mitspielt und die Requisiten, ein Laptop und ein Funkmast, die Bildidee überzeugend transportieren. Ein schöner Nebeneffekt hierbei ist, dass man die Aussicht und den Wind genießen und zu dritt plaudern kann, etwa über Technik und Fotografie. Im Fall von Prof. Dr. Benjamin Risse hat dieses Vorhaben gut gepasst – er verbindet in seiner Arbeit die Geografie, computer-gestützte Bildanalysen und künstliche Intelligenz (KI).

Bei aller Idylle auf dem Dach: Das Modewort KI ist für Benjamin Risse ein Reizbegriff. Er hält ihn für „anthropomorph überladen“, die Technik werde zu sehr vermenschlicht. Der 41-Jährige kennt sich aus, in den vergangenen Jahren ist er zum fragten Experten avanciert. „Meine Arbeitsgruppe am Institut für Geoinformatik mit derzeit 15 Doktoranden und drei Postdocs ist aufgrund des anhaltenden KI-Hypes stark gewachsen“, erklärt er. Das hat der „analytisch denkende Mensch“ Benjamin Risse weder erwartet noch geplant. „Mein Zugang zur Informatik entspringt meiner Faszination für Mathematik. Computer sind als universelle Rechenmaschinen das ultimative Werkzeug für die Anwendung der Mathematik“, sagt der Forscher, der in Münster Informatik und Biologie studierte und in der Schnittmenge von Informatik und Neurobiologie promovierte.

Die Verbindung von Technik und Natur hat es Benjamin Risse angetan. „Beispielsweise DNA-Analysen: Der Mensch vermag seitenlange Buchstabenfolgen nicht zu analysieren – der Computer schon.“ Informatik, „ein Hybrid aus Mathematik, Ingenieurwissenschaften und unendlich vielen theoretischen und praktischen Erfordernissen“, sei notwendig geworden für den biologischen Fortschritt. Mitte der 2000er war Informatik allerdings zunächst nur ein Mittel für Benjamin Risse, dessen genauen Zweck, einen konkreten Beruf, er nicht kannte.

Inzwischen hat er ihn gefunden. Nach Studium und Promotion in Münster sowie drei Jahren als Postdoc im schottischen Edinburgh, wo er „die KI-Explosion an einem der größten Informatik-Forschungsinstitute in Europa miterlebte“, kehrte der gebürtige Halterner 2017 als Juniorprofessor ins Münsterland zurück. 2022 erhielt er seine Berufung und leitet inzwischen eine Arbeitsgruppe in der Geoinformatik, die sich allgemein mit der Erfassung, Modellierung, Analyse und Visualisierung von räumlichen und zeitlichen Daten beschäftigt. Es geht um Sensoren zur Erfassung

Mensch, Maschine

Benjamin Risse ist als KI-Forscher am Puls der Zeit

VON ANDRÉ BEDNARZ



Viel mehr als seinen Computer braucht Prof. Dr. Benjamin Risse als Informatiker nicht. Mit ihm kann er allerdings allerhand erreichen – und das nicht nur im GEO-I. Seine Expertise ist über die Fachgrenzen hinaus gefragt.

Foto: Uni MS - Peter Leßmann

von Insekten. Oder um Algorithmen, die aus Daten autonomer Fahrzeuge und von Drohnen 3-D-Modelle der Umgebung erstellen. Doch das ist nicht alles. Die AG ist auch in anderen Fachgebieten gefragt: etwa in der Analyse chemischer Verbindungen oder in der Medizininformatik, wo es um Krebsdiagnostik, entzündliche Erkrankungen oder männliche Unfruchtbarkeit geht. Die Informatik macht vieles möglich.

Neben dieser visuell-räumlich orientierten Informatik ist Benjamin Risse an der „klassischen“ interessiert. Dabei geht es um maschinelles Lernen – eine Grundlage von KI. Im Gespräch wird deutlich, dass sich Benjamin Risse bei diesen Themen, verständlich, auf vertrautem Terrain befindet. Doch er kann auch zu Fachfremden beeindruckend viel sagen. Lebhaft knüpft er Assoziationsketten, die von der Philosophie über die Soziologie bis zur Kunst reichen.

Auch wenn der Informatiker sein Fach in den Mittelpunkt rückt, verraten die

Exkurse viel über ihn als Menschen. Benjamin Risse ist vielseitig interessiert, diskutiert leidenschaftlich, hört zu und lässt sich überzeugen – oder überzeugt andere. Zum Beispiel als fragter Gast bei Podiumsdiskussionen. „Ich lasse mich schnell von Fragestellungen und Ideen begeistern“, betont er. Neugier und Enthusiasmus prägen also sein Privatleben und nützen ihm gleichfalls bei der Arbeit. „KI-Arbeitsgruppen verändern sich stark: Früher waren sie hochspezialisiert, heute hat die universelle Einsetzbarkeit von Machine-Learning-Algorithmen die Forschung massiv verbreitert“, erklärt er.

Das Gesprächstempo von Benjamin Risse ist hoch, doch bei allen Fachbegriffen und Erläuterungen verliert er sein Gegenüber nicht aus dem Blick. Begeistert und klar erklärt er dem Laien beispielsweise die Grundlagen der Informatik. Dabei wird deutlich, warum er es als Privileg empfindet, Hochschullehrer zu sein. Denn

Benjamin Risse gehört laut Metriken wie „ResearchGate“ mittlerweile nicht nur zur Weltspitze der KI-Forschung. In seinem Büro stehen auch vier Auszeichnungen für exzellente Lehre – vergeben von der Uni Münster und der Gesellschaft für Informatik. Bescheiden und ehrgeizig, fair und streitbar – Eigenschaften, die Benjamin Risse vereint. Vor allem aber ist er engagiert. Doch bei einem Problem kann ihm bisher weder die klassische Informatik noch die moderne KI helfen: mehr Stunden am Tag schaffen, um all seinen Aufgaben und Interessen noch intensiver nachzugehen. Sollte ihm das dennoch gelingen, will er sich künftig den Missverständnissen rund um die KI widmen. „Ich möchte den Befürchtungen mancher Kollegen auf den Grund gehen, um einen aufgeklärten Umgang mit dieser Technologie zu fördern und weiterhin naturwissenschaftliche, geologische und medizinische Herausforderungen anzugehen.“

PERSONALIEN

AUSZEICHNUNGEN

Dr. Thomas Bracht hat für seine Dissertation zum Thema „Quanten“ am Fachbereich Physik den mit 10.000 Euro dotierten Karl-Arnold-Preis der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und der Künste erhalten.

Prof. Dr. Michael Custodis vom Institut für Musikwissenschaft ist in das Präsidium des Deutschen Musikrats (DMR) gewählt worden.

Prof. Dr. Hinnerk Wißmann von der Rechtswissenschaftlichen Fakultät ist zum Vorsitzenden der Vereinigung der Deutschen Staatsrechtslehrer für die Jahre 2026/27 gewählt worden.

ERNENNUNGEN

Dr. Daniela Bartels wurde zur Professorin für das Fach „Musik und ihre Didaktik“ am Institut für Musikpädagogik ernannt.

Dr. Tobias Heindel wurde zum Professor für das Fach „Experimentelle Quantentechnologie“ am Department for Quantum Technology berufen.

Dr. Aliyah El Mansy wurde zur Professorin für das Fach „Bibelwissenschaften (Altes und Neues Testament) und ihre Didaktik“ an der Evangelisch-Theologischen Fakultät ernannt.

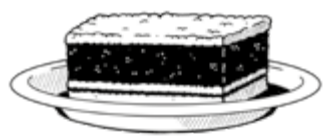
Dr. Muriel Moser-Gerber wurde zur Professorin für das Fach „Alte Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Römischen Geschichte“ am Seminar für Alte Geschichte ernannt.

Dr. Anna-Kristina Peters wurde zur Professorin für das Fach „Strafrecht, Strafprozessrecht und ein strafrechtliches Spezialgebiet“ am Institut für Kriminalwissenschaften berufen.

Prof. Dr. Matthias Schiedel wurde zum Professor für das Fach „Pharmazeutische und Medizinische Chemie“ am Fachbereich Chemie und Pharmazie berufen.

Dr. Carl De Strycker wurde zum Professor für das Fach „Niederländische Literatur“ am Institut für Niederländische Philologie ernannt.

uni.ms/personalien



AUF EIN STÜCK MOHNNKUCHEN

... mit Anastasia Gede, Tierpflegerin in der Zentralen Tierexperimentellen Einrichtung

Bei Anastasia Gede überwog die Neugier die Zweifel. Nach dem Abitur wollte sie gerne etwas „in Richtung Biologie“ machen, am liebsten etwas mit Tieren. Als sie auf die Anzeige „Tierpfleger gesucht“ der Zentralen Tierexperimentellen Einrichtung (ZTE) an der Medizinischen Fakultät stieß, war ihr Interesse geweckt, und sie vereinbarte ein kurzes Schnupperpraktikum. Das gefiel ihr gut. Diese Arbeit war genau ihr Ding, und die Zweifel, ob das Thema Tierversuche für sie zu einem Problem werden würde, konnte sie schnell ausräumen. „Ich habe sofort gemerkt, dass hier ein tolles Team mit Herz und Moral arbeitet, das das Tierwohl hochhält. Und es ist doch klar: Irgendwer muss sich um die Tiere kümmern.“ 2019 begann sie ihre Ausbildung an der ZTE, in der aktuell 35 Tierpflegerinnen und Tierpfleger arbeiten.

Wie sieht ein typischer Tag für Anastasia Gede aus? Diese Frage lässt sich nicht so einfach beantworten, denn ihre Zuständigkeitsbereiche wechseln regelmäßig. Momentan pendelt sie zwischen dem Zuchtbereich am Albert-Schweitzer-Campus und einer Außenstelle an der Von-Esmarch-Straße. Sie betreut vor allem Mäuse. Zu ihren Aufgaben gehört es, Aufträge von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zu bearbeiten, die Versuchstiere benötigen: genau definierte Tiere bestimmter genetischer Linien zur Zucht zusammenbringen oder trennen, Tiere in Transportbehälter setzen und an die jeweiligen Labore verschicken, Würfe kontrollieren. Das alles erfolgt unter strengen Hygie-



Foto: Uni MS - Linus Peikenkamp

nbedingungen, weshalb der Genuss des Mohnkuchen-Stücks am Arbeitsplatz tabu war. Das Foto zu diesem Artikel entstand in der „Tierausgabe“ in der Außenstelle an der Von-Esmarch-Straße. In diesem Raum bereiten Anastasia Gede und ihre Kolleginnen und Kollegen die Mäusekäfige zur Verschiebung der Tiere vor.

Einmal pro Woche setzt das Team die Mäuse – 15.000 sind es allein in der Hauptstelle – in einen frischen, sauberen Käfig. Futter und Wasser müssen täglich kontrolliert und bereitgestellt werden. „Wenn eine Maus nicht gesund erscheint, informieren wir unser hausinternes tierärztliches Team“, erklärt Anastasia Gede. In der Ausbildung hat sie mit allen in der ZTE gehaltenen Tierarten gearbeitet – hauptsächlich Mäuse, aber auch Ratten, Zebrafische, Kaninchen, Schweine und Schafe. Neben der Tierpflege kümmert sich die 26-Jährige, die mit Katzen aufgewachsen ist, auch um das Qualitätsmanagement. Zum Beispiel: Sind die Ohrmarkierungen korrekt? Sitzen die Tiere in den richtigen Käfigen? Gibt es Aktualisierungen in den vorgegebenen Haltungsstandards?

Als Abiturientin habe sie nichts über Tierversuche in der medizinischen Forschung gewusst, erinnert sich Anastasia Gede. Im Internet habe es wenig neutrale Informationen gegeben, was sich inzwischen geändert habe. Dennoch wird die Tierpflegerin, die einen Ausbilderschein hat und auf Ausbildungsmessen regelmäßig die Zentrale Tierexperimentelle Einrichtung vorstellt, oft mit Vorurteilen und Unwissenheit konfrontiert. Die Teenager, denen sie begegnet, sind manchmal provokant, dann und wann sogar aggressiv. Anastasia Gede gelingt es mit ihrer ruhigen, sachlichen Art aber häufig, die Schülerinnen und Schüler zum Nachdenken anzuregen. „Meine Strategie ist es, Fragen zu stellen“, verrät sie. „Wenn mir jemand sagt: ‚Ihr seid Tiermörder‘, frage ich zum Beispiel: ‚Bist du Veganer?‘ Die wenigsten sind es.“ Andere Fragen, die Vorurteile entkräften können, sind: „Hast du schon mal bei Kopfschmerzen eine Tablette genommen?“ Oder: „Lässt du dich impfen?“ Viele dächten nicht über die Probleme der Massentierhaltung nach oder vergäßen, dass es ohne medizinische Tierversuche keine neuen Medikamente und Operationstechniken gäbe, betont sie. Dass sich heutzutage in Deutschland Tierpflegerinnen und Tierpfleger um die Versuchstiere kümmern, sei noch weniger bekannt. Ihr sei es wichtig, sich der Diskussion zu stellen. Interessierten Jugendlichen bietet die ZTE zudem Praktikumstage an. „Es ist immer gut, sich selbst ein Bild zu machen“, unterstreicht Anastasia Gede.

CHRISTINA HOPPENBROCK

Mit einem Stück Mohnkuchen im Gepäck besuchen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Stabsstelle Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit für jede Ausgabe Universitätsbeschäftigte, um mit ihnen über Besonderheiten ihres Arbeitsplatzes zu sprechen.

Buddeln, bis die Geschichte spricht

Studierende graben in Herford Teile einer eintausend Jahre alten Siedlung aus

VON ANDRÉ BEDNARZ

„Ich hab’ was gefunden“, sagt Marit unaufgeregt. Seit einiger Zeit arbeitet sie mit Kelle und Händen in einer zwei Quadratmeter großen Grube, in der sie soeben einen kleinen Keramikfuß eines dreibeinigen Kochtopfes entdeckt hat. Eine spektakuläre Entdeckung, die rings um sie herum für Jubel sorgt? Keineswegs. Marit und ihre Kommilitoninnen und Kommilitonen graben schon seit drei Wochen im Herzen Herfords – eine kleine Scherbe lockt die Nachwuchsarchäologinnen und -archäologen nicht mehr aus ihrer Grube. Stattdessen verstaubt Marit das Fragment in einem kleinen Beutel und gräbt weiter.

Zehn Minuten vom Bahnhof der ost-westfälischen Stadt Herford entfernt, unweit einer Eisdielen, eines Sportwettbüros und eines Imbisses, liegt der Janup. Auf dem Areal entdeckte die Stadt vor einigen Jahren

Überreste einer alten Siedlung. Für Dr. Sven Spiong, leitender Archäologe der Bielefelder Außenstelle der LWL-Archäologie für Westfalen, ist das Gelände besonders spannend. „Aus unseren Funden schließen wir, dass es um das Jahr 1000 ein reges Bautreiben und Innovationen mit Pfostenbauten, Gruben und Brunnen gab“, erklärt er im Schatten der Jakobi-Kirche. Statt eine Grabungsfirma zu beauftragen, fragte er die münstersche Archäologin Prof. Dr. Eva Stauch, ob sie an einer Lehrgrabung interessiert sei.

Studierende der Universität Münster kommen also nach Herford, sammeln Felderfahrungen und einen Praktikumsnachweis – ohne sich dem Druck von denkmalpflegerischen Notgrabungen aussetzen zu müssen. „Wir können in Ruhe unsere Nachfolger ausbilden“, sagt Sven Spiong mit einem Lächeln. „Das ist ein großes Glück für die Studierenden“, betont Dozentin Eva Stauch.

14 junge Männer und Frauen des Bachelorfachs „Archäologie-Geschichte-Landschaft“ graben sich mit dem Landschaftsverband Westfalen-Lippe also in die Erde ein. Nachdem eine Autowerkstatt abgerissen sowie Schotter und Erde abgetragen worden waren, rückten sie an. Los ging es mit einer Einführung: Der Grabungstechniker Arne Koch vertiefte das unter anderem bei Eva Stauch erworbene theoretische Wissen der Studierenden am archäologischen Objekt. Inzwischen hat sich die gelbliche Lehmfläche in eine kleine Landschaft mit Gruben, Löchern, zwei Arbeitszelten und einem Vermessungsgerät verwandelt. Ausgerüstet mit Kellen, Rechen, Schaufeln, Spaten und Arbeitskleidung, gehen die Studierenden in

sogenannten Schnitten vor. Auch wenn die Stellen willkürlich erscheinen, haben die LWL-Profis das Gebiet so unterteilt, dass möglichst wenig Gruben möglichst viele verschiedene Bereiche berühren und sich damit ein umfassendes Bild von früheren Siedlungsaktivitäten ergibt.

Die Stimmung unter den Studierenden ist gut. Die Anstrengung ist ihnen gleichwohl anzumerken. Von 9 bis 15 Uhr sind sie vor Ort und graben sich stundenlang kniend zentimeterweise voran. „Wegen der vielen Steine ist es in meiner Grube bisher anstrengend“, erklärt Julia, die im vierten Semester ist. „Im Sand ist es einfacher.“ Die Reste der ehemaligen Autowerkstatt, auf die sie stoßen, sind für die Studierenden aber



Vermessen, graben, untersuchen: Archäologiestudierende der Universität Münster können auf dem Herforder Grabungsgelände ihr Wissen erweitern und ihre Fertigkeiten verfeinern.

Fotos: Uni MS - André Bednarz

die Quere“, erklärt Marit. Gleichzeitig wisse sie nicht, wie tief sie noch graben muss. Um sich vertikal zu orientieren, setzen Arne Koch und die Studierenden einen Bohrkern. Dafür treiben sie einen langen Metallstab, der über einen Hohlraum verfügt, mit einem großen Hammer in die Erde, drehen ihn und ziehen ihn mitsamt einer Portion Erde heraus. Das etwa eineinhalb Meter hohe Erdprofil zeigt, was noch kommt: Sand, Steine, Lehm? Wenn zu erkennen ist, dass zunächst etwa nur Sand kommt, wird es grober. „Jetzt geht’s mit der Hacke weiter. Aber irgendwann ist Ende“, sagt Student Marek.

Die Funde beschäftigen die Gruppe nicht nur im Feld. Für den Tag darauf ist in der LWL-Außenstelle Bielefeld ein Inneneinsatz geplant. Die Studierenden reinigen, untersuchen und kategorisieren die Objekte und erlernen dort weitere archäologische Fertigkeiten. Für heute ist Schluss. Die Gruppe verstaubt Zelte, Werkzeuge und Verpflegung in einem Bauwagen. Zur Feier des Tages lädt Eva Stauch, die sich auf Sozialgeschichte, Kulturanthropologie und Mittelalterarchäologie spezialisiert hat, die Gruppe zu einem Eis ein. Am Bahnsteig und im Zug hat die Wissenschaftlerin noch Tipps für die Studierenden parat. „In meiner Freizeit zieht es mich auf Äcker, wo ich nach archäologischen Spuren suche, etwa nach kleinen Gerätschaften, die in der Steinzeit aus Feuerstein gefertigt wurden. Die Streifzüge schulen das Auge und ermöglichen die Auseinandersetzung mit der Kulturlandschaft.“ Zudem empfiehlt sie den Studierenden, sich ehrenamtlich zu engagieren, beispielsweise in archäologischen Vereinen, um sich zu vernetzen und Wissen anzueignen. Während Eva Stauch ihre Faszination und Erfahrungen teilt, zieht Ostwestfalen am Zugfenster vorbei – die Geschichte des Janup ruht für eine weitere Nacht.



Studentin Marit hat in ihrer Grube einen Keramikfuß gefunden.

In die Vielfalt Asiens eintauchen

Serie: Ronja Abbenhaus organisiert als Hilfskraft Events für Studierende

Seit Mai 2024 gibt es an der Universität Münster eine neue Anlaufstelle für alle, die sich für den größten Kontinent der Erde interessieren: Das Asienzentrum bündelt Forschungsaktivitäten und bringt an Asien Interessierte miteinander in Kontakt. Neben Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern richtet es sich insbesondere an Studierende. „Es ist spannend zu erfahren, wer sich aus verschiedenen Gründen mit Asien beschäftigt“, sagt Ronja Abbenhaus. Sie gehört zum dreiköpfigen Hilfskraftteam des Zentrums. Ihre Aufgaben: Events planen und bewerben, Austausch- und Vernetzungsangebote für Studierende schaffen, das Postfach betreuen.

Angesiedelt ist das Asienzentrum am Fachbereich Philologie. Sprecherin ist Prof. Dr. Kerstin Storm vom Institut für Sinologie und Ostasienkunde, wo Ronja Abbenhaus derzeit im Master Sinologie studiert und schon länger als Hilfskraft arbeitet. Kurz vor dem chinesischen Neujahrsfest Anfang des Jahres wurde eine Hilfskraftstelle am Asienzentrum frei – sie sagte zu und übernahm spontan einen großen Teil der Organisation. Mit Karaoke und

einem Mitbringsbüffet feierten zahlreiche Studierende in der Baracke am Aasee das Jahr der Schlange. Seither teilt die 26-Jährige ihre acht Hilfskraftstunden auf. „Beide Stellen sind thematisch nah beieinander und lassen sich prima verbinden“, betont sie. Besonders die Flexibilität an der Universität schätze sie sehr, Belange

rund um das eigene Studium stünden jederzeit an erster Stelle. „Das Institut ist klein und familiär, jeder packt überall an und ich springe auch mal spontan als Bibliotheksauf-sicht ein.“

Apropos Bibliothek: In den urigen und hellen Räumen im Erdgeschoss des Instituts an der Schlaunstraße verbringt die

gebürtige Münsteranerin einen Großteil ihrer Arbeitszeit, umgeben von 46.000 Büchern. „Eigentlich brauche ich nur einen Laptop“, erklärt sie. Damit gestaltet sie Poster oder Postkarten für Veranstaltungen sowie Beiträge für den Instagram-Kanal des Asienzentrums. Besonders gefreut hat sie der erfolgreiche Auftakt der Reihe „Tea & Talk“ – ein gemütlicher Studitreff, zu dem Kommilitoninnen und Kommilitonen der Sinologie und Arabistik sowie alle Asien-Interessierten eingeladen waren. Für dieses Semester plant sie bereits weitere Termine. „In vielen Studiengängen kommt man mit Asien in Berührung, zum Beispiel in der Ethnologie, der Theologie, der Philosophie, der Geschichte oder den Wirtschaftswissenschaften“, betont sie. Entsprechend breit gefächert ist die Zielgruppe, die neben deutschen Studierenden auch internationale Gast- und Austauschstudierende umfasst.

Ihr eigenes Interesse an Asien und insbesondere China entstand bei Ronja Abbenhaus, als sie während der Oberstufenzeit ihren Onkel in Taiwan besuchte. „Leider spielt Asien in der Schule nur eine untergeordnete Rolle“, bedauert sie. Eine andere Sprache, Kultur, Geschichte und Lebensmentalität kennenzulernen, sei ausschlaggebend für ihre Studienentscheidung gewesen. Besonders das alte China und die chinesische Literatur haben es ihr angetan. Nach dem Master würde sie gern promovieren und in der Forschung bleiben oder in einem Museum arbeiten. Bevor es so weit ist, steht jedoch ein lang ersehnter Auslandsaufenthalt an: Im kommenden Jahr möchte Ronja Abbenhaus zwei Auslandssemester in Taiwan verbringen und viele neue Eindrücke in dem Land sammeln, mit dem sie sich seit vielen Jahren tagtäglich beschäftigt.

JULIA HARTH



Für die neue Veranstaltungsreihe „Tea & Talk“ hat Ronja Abbenhaus Postkarten gestaltet, um den Studitreff zu bewerben, der sich an alle Asien-Interessierten richtet.

Foto: Uni MS - Julia Harth

In der Serie „Mein Studi-Job an der Uni Münster“ stellen wir in loser Abfolge die Arbeit von studentischen Hilfskräften vor.

Warum ich Human Movement in Sports and Exercise studiere ...



Maja Huesmann

Im Bachelorstudiengang Human Movement in Sports and Exercise steht die Frage im Mittelpunkt, wie sich der Mensch bewegt, wie Leistung entsteht, und welchen Einfluss Bewegung auf Gesundheit und Wohlbefinden hat. Gerade diese Verbindung von Sport und Wissenschaft hat mich schon früh fasziniert. Ich wollte nicht nur Sport treiben, sondern verstehen, was dabei im Körper passiert und wie man Training oder Bewegung gezielt einsetzen kann – deshalb habe ich mich für diesen Studiengang entschieden. Besonders überzeugt hat mich, dass in Münster Bewegungswissenschaften, Neurowissenschaften und Psychologie zusammengeführt werden.

Spannend finde ich daran, dass ich im Studium nicht nur theoretisches Wissen bekomme, sondern auch Daten erheben, auswerten und Forschungsprojekte mitgestalten kann. Wir lernen mit wissenschaftlichen Methoden Antworten auf Fragen zu geben, die für den Sport und die Gesellschaft gleichermaßen wichtig sind: Was hilft, Verletzungen vorzubeugen? Welche Rolle spielt Bewegung für die Gesundheit? Mit diesem Wissen möchte ich später in einem Umfeld arbeiten, das Forschung und Praxis miteinander verbindet und so zur Förderung von Gesundheit und Leistungsfähigkeit beiträgt.

„Wir sollten mehr Mut haben“

Die drei Preisträgerinnen des „wissen.kommuniziert“-Preises schildern ihre Ideen für moderne Wissenschaftskommunikation

EIN INTERVIEW VON ANDRÉ BEDNARZ

Kommunikation ist ihre Stärke: Darum erhalten Dr. Barbara Schüler und Jana Haack vom Seminar für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte sowie die Germanistin Dr. Anna-Maria Balbach am 12. November in der Studiobühne den „wissen.kommuniziert“-Preis 2025 der Universitätsgesellschaft Münster. Die gemeinsame Stärke und das rege Interesse an der Wissenschaftskommunikation zeigte sich während eines lebendigen Gesprächs.

Was bedeutet Ihnen die Auszeichnung?
Jana Haack: Wertschätzung! Für ein Feld, das in der Preislandschaft nicht so stark vertreten ist, wie es sein sollte. Und für die eigene Arbeit.
Barbara Schüler: Genau richtig. Seit über 20 Jahren mache ich Wissenschaftskommunikation und habe wichtige Pionierarbeit geleistet. Der Preis erkennt das an und unterstreicht, dass ‚Wiko‘ kein Nebenjob oder -produkt ist, sondern dass es dafür Expertise braucht. Umso wichtiger ist es, dass diesmal nicht Professoren ausgezeichnet werden, sondern drei Personen, die die Arbeit machen, ohne stets im Rampenlicht zu stehen – ein tolles Signal der Jury.
Anna-Maria Balbach: In der Wissenschaft bekommt man vor allem für Publikationen Anerkennung. Nun hingegen wird meine Arbeit als Kommunikatorin ausgezeichnet – und die meiner tollen Hilfskräfte. Laut Ausschreibung würdigt der Preis ‚herausragende Wissenschaftskommunikation, die es schafft, komplexe Inhalte verständlich zu kommunizieren‘. Das ist jeden Tag mein Ziel. Wissenschaft muss in die Öffentlichkeit transportiert werden, darauf hat die Gesellschaft ein Recht.
Beschreiben Sie mal, wie Sie Wissenschaftskommunikation betreiben ...
Schüler: Ich gehe morgens zur Arbeit und abends nach Hause. (lacht)
Balbach: Mit Begeisterung! (lacht ebenfalls) Im Rahmen meines DFG-Projekts ‚Sprache und Konfession im Radio‘ habe ich 1.000 Euro für Wissenschaftskommunikation erhalten. Die habe ich in Fortbildungen und Workshops gesteckt, etwa zu Social Media und Storytelling. Dann haben wir einfach losgelegt und unsere Begeisterung für Sprachforschung vermittelt – auf Instagram, in Schulen oder auf der ‚MS Wissenschaft‘.

Schüler: Jana und ich ergänzen einander gut: Während ich aus der klassischen Wiko und Öffentlichkeitsarbeit komme – Medienanfragen, Interviews, Vorträge, politische Bildung zum Beispiel –, bringt Jana einen moderneren Zugang mit. Beispiel Rom ...
Haack: ... wo ich auf Instagram den Followern des Uni-Kanals gezeigt habe, wie wir in den Vatikanischen Archiven forschen. Grundsätzlich ist Wissenschaftskommunikation auch immer strategische Arbeit, beispielsweise mit Blick auf Zielgruppen und Formate. Wichtig ist, dass Wissenschaftskommunikation ungleich Ergebniskommunikation ist. Unser Projekt ‚Asking the Pope for Help‘ ist mit 10.000 zu untersuchenden Bittschreiben jüdischer Menschen während des Nationalsozialismus so umfangreich, dass wir nicht von jetzt auf gleich Ergebnisse vermitteln können. Wir können aber Geschichten erzählen – auch unsere eigenen: Wie gehen wir vor? Wie sieht Quellenarbeit aus? Wie funktioniert der Forschungsprozess?
Schüler: Und warum ändert sich beispielsweise die Einschätzung über Papst Pius XII.? Die Darstellung wissenschaftlicher Prozesse ist mindestens genauso wichtig wie die Darstellung ihrer Ergebnisse.
Haack: So zeigen wir, wie das Wissenschaftssystem funktioniert und machen die Veränderbarkeit von Wissen sichtbar.

Die Kommunikation hört also niemals auf?
Schüler: So ist es. Gute Wiko beugt einfachen Urteilen vor und ermöglicht fortwährende Kontextualisierungen und Differenzierungen. Sie entfaltet somit eine bildende Wirkung.
Haack: Wobei wir keine Allmachtsfantasien haben sollten. (lacht)
Balbach: Übrigens empfinde ich Wissenschaftskommunikation in den Geistes-



Ob in den sozialen Medien, im klassischen Journalismus oder in Schulen: Jana Haack, Dr. Anna-Maria Balbach und Dr. Barbara Schüler (v. l.) transportieren ihre Forschung auf vielfältige Weise und bekommen dafür den Preis für Wissenschaftskommunikation der Universitätsgesellschaft.

Foto: Uni MS - Linus Peikenkamp

wissenschaften als besonders herausfordernd. Unsere Ergebnisse sind, anders als in den Naturwissenschaften, nur selten messbare Zahlen. In der qualitativen wie quantitativen Sprachwissenschaft muss ich kommunikativ viel einordnen: historisch, sozial, kulturell. Oft gibt es nicht die einfache und schnelle Antwort.

Worauf sind Sie besonders stolz?
Balbach: Darauf, dass wir die Menschen mit unserer Wiko erreichen. Über unseren Instagram-Kanal und weitere Aktionen zum Jubiläumsjahr ‚100 Jahre Kirche im Radio‘ 2024 haben wir viele großartige Rückmeldungen erhalten. Schulen und Kirchen haben angerufen, der MDR

und Deutschlandfunk wollten über unsere Arbeit berichten. Am Ende musste ich sogar selektieren, ich bin medial ja ein Ein-Frau-Programm. (lacht) Als ich bei der Abschlussveranstaltung des Jubiläumsjahres in Leipzig mit einem Filminterview auftreten durfte, dachte ich: ‚Die Wissenschaftskommunikation hat sich gelohnt!‘
Schüler: Ich bin stolz auf das, was ich in ‚Asking the Pope for Help‘ alles auf die Beine gestellt habe. Und auf Jana: Sie ist eine der ersten Absolventinnen des ‚Wiss-Komm-Kollegs‘, mit dem mehrere Akteure den Nachwuchs in unserem Berufsfeld stärken wollen.
Haack: Das freut mich, danke! Das Motto des Kollegs lautet: ‚Was, wenn es gut wird?‘. Dahinter steckt die Idee, dass wir in der Wissenschaftskommunikation mehr Mut haben sollten, neue Wege zu gehen.

Wie kann das konkret aussehen?
Balbach: Ich wünsche mir, dass mehr Forschenden die Möglichkeit zur Wiko gegeben wird. Wir brauchen mehr Unterstützung, um unsere Arbeit und Leidenschaft zu vermitteln und die Öffentlichkeit zu informieren. Dadurch können wir auch für das Studium, die Promotion, die Forschung werben.
Haack: Dazu müssen wir aber die Extrameile gehen können. Um diejenigen zu erreichen, die wir nicht ohnehin schon ansprechen. Für uns heißt das beispielsweise, dass wir Schulen besuchen oder szenische Lesungen veranstalten. Das ist aufwendig und kostet Geld. Wobei gute Wissenschaftskommunikation nicht automatisch teuer sein muss. Aber es fehlen die entsprechenden Dauerstellen.
Schüler: Wir brauchen motivierte Wissenschaftskommunikatoren, die gezielt ausgebildet und gefördert werden. Kurzum: Wir brauchen Personal, Zeit und Geld für gute und wirkungsvolle Wissenschaftskommunikation. Von der Pressestelle über die Fachbereiche bis hin zu den Arbeitsgruppen. Nur so können wir einen Beitrag zu einer zukunftsfähigen und attraktiven Universität leisten.

Auf den Spuren der Kolonialzeit

Studierende bieten Führungen durch Ausstellung im Stadtmuseum an

Themenraum Kolonialismus – unter diesem Titel zeigt das Stadtmuseum Münster derzeit eine Ausstellung, die unter Mitwirkung der Universität entstanden ist. Vorrangig geht es um die Zeit von 1884 bis 1918, in der das deutsche Kaiserreich Kolonien in Afrika, China und dem pazifischen Raum besaß, und um die Frage, wie sich die Kolonialzeit bis heute auf die Gesellschaft auswirkt – insbesondere in Münster.
„Die Wahrnehmung von Kolonialismus hat sich über die Zeit verändert“, betont Prof. Dr. Sarah Albiez-Wieck vom Historischen Seminar der Universität Münster. „Während das Thema in den frühen Jahren der Bundesrepublik oft unter den Tisch fiel, rückte es infolge der Friedensbewegungen der Siebziger- und Achtzigerjahre in den Mittelpunkt.“ Insgesamt fünfzehn Kultur- und Bildungseinrichtungen präsentieren sich in der Ausstellung. Dazu zählen beispielsweise der Verein „Afrikanische Perspektiven“, das „Eine Welt Netz NRW“ und der westfälische Kunstverein.
Im Ausstellungsraum kann unter anderem eine digitale Präsentation mit kolonial geprägten Massendruckwaren begutachtet werden, die im Historischen Seminar entstanden ist. „Wir haben im August 2022 die ersten gemeinsamen Ideen für die Ausstellung entwickelt“, erzählt Dr. Barbara Rommé, die Direktorin des Stadtmuseums. Bereits im Wintersemester des gleichen Jahres begannen die Studierenden, Dokumente zu recherchieren, in denen sich koloniale Stereotype wiederfinden.



Im Themenraum präsentieren Dr. Barbara Rommé (l.), Prof. Dr. Sarah Albiez-Wieck und Dr. Johannes Jansen unter anderem Umfrageergebnisse und kolonial geprägte Druckwaren.

Foto: Uni MS - Julia Harth

Um neben der historischen auch die gegenwärtige Sicht auf das Thema abbilden zu können, führte Dr. Johannes Jansen vom Institut für Didaktik der Geschichte eine repräsentative Umfrage mit mehreren Tausend Menschen in Deutschland durch, deren Ergebnisse in der Ausstellung zu sehen sind. Was wissen die Bürgerinnen und Bürger über die deutsche Kolonialzeit? Und wie denken

sie heute darüber? Auch die Universität Münster mit ihrem Kulturfonds und die Universitätsgesellschaft Münster unterstützen die Ausstellung finanziell. Die Förderung fließt unter anderem in die Honorare der Studierenden, die Führungen anbieten. Die Ausstellung kann noch bis zum 15. Februar 2026 besucht werden.
TIM ZEMLIKA
www.stadt-muenster.de/museum/ausstellungen

KURZ GEMELDET

Förderung für 315 Talente

ProTalent, das Deutschlandstipendium der Universität Münster, startet in das fünfzehnte Förderjahr. Seit dem 1. Oktober werden 315 besonders talentierte und engagierte Studierende aller Fachbereiche mit einem Stipendium unterstützt. Das entspricht einer Fördersumme von mehr als 1,1 Millionen Euro. Das Stipendienprogramm, das jeweils zur Hälfte von privaten Förderern und dem Bund finanziert wird, richtet sich an Studierende, die sich durch ihr soziales Engagement, herausragende akademische Leistungen oder außergewöhnliche Lebensumstände hervorheben. Die Förderung soll ihnen die Freiräume geben, sich ohne Geldsorgen auf ihr Studium zu konzentrieren. Die Stipendienkultur von ProTalent ermöglicht einen engen Kontakt zwischen Förderern und Geförderten.

www.uni-muenster.de/protalent

Emeriti besuchen das Geomuseum

Rektor Prof. Dr. Johannes Wessels lädt alle emeritierten und pensionierten Professorinnen und Professoren zu einer Veranstaltung am 17. November im Geomuseum ein. Museumsdirektor Prof. Dr. Harald Strauß wird Einblicke in die verschiedenen Ausstellungsbereiche und Exponate geben, die in einem Rundgang begutachtet werden können. Im Anschluss klingt der Abend mit einem Get-together aus. Emeriti, die noch keine Einladung erhalten haben, aber teilnehmen möchten, können sich unter der E-Mail-Adresse emeriti@uni-muenster.de oder per Telefon 0251 / 83-21392 anmelden.

www.uni-muenster.de/emeriti

Anzeige

FRANKS COPY SHOP
in der Frauenstraße
Frauenstr. 28-29 | 48143 Münster | Tel 0251. 399 48 42 | Fax 0251. 399 48 43

Bücherankauf
Antiquariat
Thomas & Reinhard
Bücherankauf von Emeritis –
Doktoren, Bibliotheken etc.
Telefon (023 61) 4 07 35 36
E-Mail: maiss1@web.de

Exzellenzcluster lädt zu digitaler Mathenacht ein

Wie vielfältig und faszinierend Mathematik ist, erleben Interessierte am 28. November bei der digitalen Mathenacht. Die drei Mathe-Exzellenzcluster aus Berlin, Bonn und von der Universität Münster laden von 15 Uhr bis Mitternacht zu einem abwechslungsreichen Online-Programm ein, kostenlos und ohne Anmeldung. Nachmittags gibt es Workshops für Schülerinnen und Schüler verschiedener Altersstufen. Für Kinder im Grundschulalter bereitet das Team der QUNI, der Kinder- und Jugenduni Münster, Mitmach-Experimente für zuhause vor. Das Abendprogramm beginnt mit einem interaktiven Mathe-Quiz. Um 19 Uhr diskutiert eine Expertenrunde zum Thema „Quantentechnologie – Chancen und Risiken“ und beleuchtet die Rolle, die die Mathematik für die Weiterentwicklung spielt. Ab 20 Uhr bieten Forscherinnen und Forscher Einblicke in ihre Arbeitsfelder. Die Vorträge zeigen den mathematischen Beitrag zur biologischen Forschung an Plattwürmern, erläutern, wie Resultate der mathematischen Logik beim Bestellen von Fastfood helfen können, und geben einen Überblick über die mathematischen Prinzipien von Algorithmen, die beim autonomen Fahren zum Einsatz kommen.

uni.ms/mathenacht

DIE NÄCHSTE

wissen/leben

ERSCHEINT AM
10. DEZEMBER 2025

IMPRESSUM

Herausgeber
Der Rektor der Universität Münster

Redaktion
Norbert Robers (verantw.), Julia Harth
Stabsstelle Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit der Universität Münster
Schlossplatz 2, 48149 Münster
Tel. 0251/83-22232
unizeitung@uni-muenster.de

Verlag
Aschendorff Medien GmbH & Co. KG

Druck
Aschendorff Druckzentrum GmbH & Co. KG

Anzeigenverwaltung
Aschendorff Medien GmbH & Co. KG
Tel. 0251/690-4690

Die Zeitung ist das offizielle Organ der Universität Münster. Der Bezugspreis ist im Jahresbeitrag der Universitätsgesellschaft Münster e.V. enthalten.



Anzeige

Digitaldruck

- Diplomarbeiten
- Prospekte
- Postkarten
- Visitenkarten
- Flyer
- Einladungen
- Großformatdrucke

Bei Bedarf bekannt
Frank & Franke

Friedrich-Eberl-Straße 118 • 48153 Münster • www.franke-franke.de

DAMALS AN DER UNIVERSITÄT

Die Wiedereröffnung nach dem Zweiten Weltkrieg

Wegen der massiven Bombardierungen der Stadt Münster in den Jahren 1943 und 1944 wurden weite Teile der Universität ausgelagert. Zum Kriegsende stellte sie faktisch ihren Betrieb ein. Bis zum Sommer 1945 war nicht klar, ob die Universität angesichts der Zerstörung der Stadt überhaupt würde weiterbestehen können. Im August erteilte die sogenannte Control Commission for Germany jedoch die Anweisung, die Wiederinbetriebnahme voranzutreiben. Vor genau 80 Jahren, am 3. November 1945, wurde die Universität mit einem Festakt in der Stadthalle wiedereröffnet. Zunächst nahmen die Katholisch-Theologische, die Rechts- und Staatswissenschaftliche und die Medizinische Fakultät ihren Lehr- und Forschungsbetrieb auf. Die übrigen Fakultäten folgten im Laufe des Jahres 1946. Schwierig war nicht nur die materielle Situation, sondern auch, Professoren zu finden.

SABINE HAPP

Prälat Prof. Dr. Georg Schreiber – hier während seiner Rede bei der Eröffnungsfeier am 3. November 1945 – war der erste Rektor in der Nachkriegszeit.
Foto: Universitätsarchiv Münster

1945

VERANSTALTUNGEN & TERMINE

6. November 2025

Präsentation des Projektseminars „Filmwerkstatt“
Filme von Studierenden des Germanistischen Instituts über das Lehramt an Grundschulen
› 18 Uhr, Studiobühne, Domplatz 23

6. November 2025

Judenbuche and beyond
Lesung und Gespräch mit Linda Rachel Sabiers und Ron Segal
› 16–18 Uhr, Hörsaal S2, Schlossplatz 2

9. November 2025

Musik gegen das Vergessen zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus
› 11.30 Uhr, Konzertsaal der Musikhochschule, Ludgeriplatz 1

9. November 2025

Offene Führung durch die Ausstellung „Global Bible“
› 15 Uhr, Bibelmuseum, Pferdegasse 1

10. November 2025

Versklavung im Judentum und Christentum im Römischen Reich
Franz-Delitzsch-Vorlesung mit Prof. Dr. Bernadette Brooten
› 18–20 Uhr, Hörsaal H2, Schlossplatz 46

11. November 2025

Bornholm – Mit dem Fahrrad durch 1,7 Milliarden Jahre Erdgeschichte
Vortrag von Dina Mersmann in der Reihe „Geos unterwegs“
› 19–20 Uhr, Geomuseum, Pferdegasse 3

13. November 2025

Hochschultag
› ganztägig
Programm und Anmeldung:
www.hstag-muenster.de

14. November 2025

CAMPUS EARTH
4. Nachhaltigkeitstag der Uni Münster
› ab 13 Uhr, Geomuseum, Pferdegasse 3

14. November 2025

Öffentliche Führung am „Langen Freitag“
› 19 Uhr und 20.30 Uhr, Geomuseum, Pferdegasse 3

15. November 2025

Quantum 100
Die große Abschlussveranstaltung
› 13–19 Uhr: Ausstellung, 19.30 Uhr: internationales Konzert; MCC Halle Münsterland, Albersloher Weg 32
Infos, Anmeldung und Tickets:
www.quantum100.de

15./16. November 2025

mensch.musik.festival
Zehn Konzerte an zwei Tagen zum Motto „Beziehungen“
› jeweils ab 12 Uhr, Musikhochschule, Ludgeriplatz 1
Programm: www.uni-muenster.de/Musikhochschule

20. November 2025

Mirrianne Mahn: „Issa“
Lesung und Gespräch mit der Autorin zum Thema Kolonialismus
› 18 Uhr, Stadtmuseum, Salzstraße 28

21. November 2025

Anfeuern macht stark: Die besondere Kraft der Fans im Sport
Vorlesung der Kinder-Uni Münster mit Dr. Valeria Eckardt und Prof. Dr. Bernd Strauß
› 16.15–17.15 Uhr, Hörsaal H3, Schlossplatz 46 und per Video
Anmeldung: www.kinderuni-muenster.de

21. November 2025

Sprechstunde zur Bestimmung von Gesteins- und Fossilfunden
› 15–17 Uhr, Geomuseum, Pferdegasse 3

30. November 2025

Mistelzweig und Weihnachtsduft
Führung durch den Botanischen Garten
› 11–12.30 Uhr/14–15.30 Uhr, Schlossgarten 5
Anmeldung: uni.ms/y1tef

3. Dezember 2025

WDR 3 Campus-Konzert
› 19.30 Uhr, Konzertsaal der Musikhochschule, Ludgeriplatz 1

5./6. Dezember 2025

Nikolausturnier der Hochschulsports
› ganztägig, verschiedene Sporthallen in Münster
Infos und Anmeldung:
www.uni-muenster.de/Nikolausturnier

5. Dezember 2025

Nikolausparty des Hochschulsports
› 22 Uhr, Mensa am Ring, Domagkstraße/Coesfelder Kreuz
Eintritt ab 18 Jahren

7. Dezember 2025

POP meets Classic – meets ... Winter-time
Konzert der Gesangsklasse Julie Klos
› 18 Uhr, Studiobühne, Domplatz 23
Karten: www.locaticketing.de

7. Dezember 2025

Führung durch die Sammlung Beetz
› 11.15 Uhr, Kammermusiksaal der Musikhochschule, Ludgeriplatz 1

9. Dezember 2025

Die Azoren – Vulkanische Wetterküche Europas
Vortrag von Prof. Dr. Andreas Stracke in der Reihe „Geos unterwegs“
› 19–20 Uhr, Geomuseum, Pferdegasse 3

11. Dezember 2025

Poetikdozentur: Künstlerabend mit David Schalko
› 18.30 Uhr, Studiobühne, Domplatz 23

12. Dezember 2025

Faszination Licht: Wie Farben und Regenbögen entstehen
Vorlesung der Kinder-Uni Münster mit Prof. Dr. Bastian Grundlach
› 16.15–17.15 Uhr, Hörsaal HS3, Wilhelm-Klemm-Straße 10 und per Video
Anmeldung: www.kinderuni-muenster.de

Alle Angaben ohne Gewähr. Bitte prüfen Sie vor Beginn, ob die Veranstaltungen stattfinden. Weitere Termine finden Sie online.

uni.ms/veranstaltungen

UNI-GLOSSAR

Wer an einer Universität arbeitet, nimmt es mit der Pünktlichkeit nicht so genau: So in etwa lautet ein altes Vorurteil. Es geht auf die akademische Viertelstunde zurück. Dieses besondere Zeitmaß bedeutet, dass sich der Beginn von universitären Veranstaltungen um eine Viertelstunde nach hinten schiebt. Die Tradition entstand, um allen Beteiligten genügend Zeit zu geben, zwischen den Veranstaltungsorten zu wechseln. Auch an der Universität Münster fangen viele Lehrveranstaltungen 15 Minuten nach der vollen Stunde an. Dann wird die Zeitangabe mit „c. t.“ ergänzt. Die Abkürzung steht für den lateinischen Begriff „cum tempore“, im Deutschen: „mit Zeit“. Ist der Vorlesungsstart mit 10 Uhr c. t. angegeben, bedeutet das: Es geht erst um 10.15 Uhr los. Heißt es dagegen „10 Uhr s. t.“ (sine tempore, ohne Zeit), fängt die Vorlesung pünktlich um 10 Uhr an.

Außerhalb der Hochschule sind die Abkürzungen nicht geläufig. Die Zentrale Studienberatung (ZSB) der Universität

Münster gibt daher zum Beispiel in ihrem Vorlesungsverzeichnis für Studieninteressierte (StudiVV) stets den Veranstaltungsbeginn in Stunden und Minuten an, also „10.15 Uhr“ statt „10 Uhr c. t.“. So möchte das Team der ZSB Irritationen vermeiden.

„Erstis“ lernen die Abkürzungen mit Studienbeginn kennen. So enthält die Ersti-Info der Fachschaft Mathematik und Informatik beispielsweise den Rat: „Den Unterschied zwischen c. t. und s. t. zu kennen, kann euch zu frühem Aufstehen und peinliches Zuspätkommen ersparen.“ Größere Probleme durch zeitliche Verwirrungen im Unibetrieb sind nicht bekannt. Dennoch: Manch einer stellt sich die Frage, ob die Angabe c. t./s. t. noch zeitgemäß ist. Ein gestandener BWL-Professor scherzte kürzlich, er sei sich auch nach mehr als 30 Semestern nicht immer sicher, ob die eigenen Vorlesungen mit oder ohne Zeit anfangen.

A·ka·de·mi·sche
Vier·tel·stun·de,
die